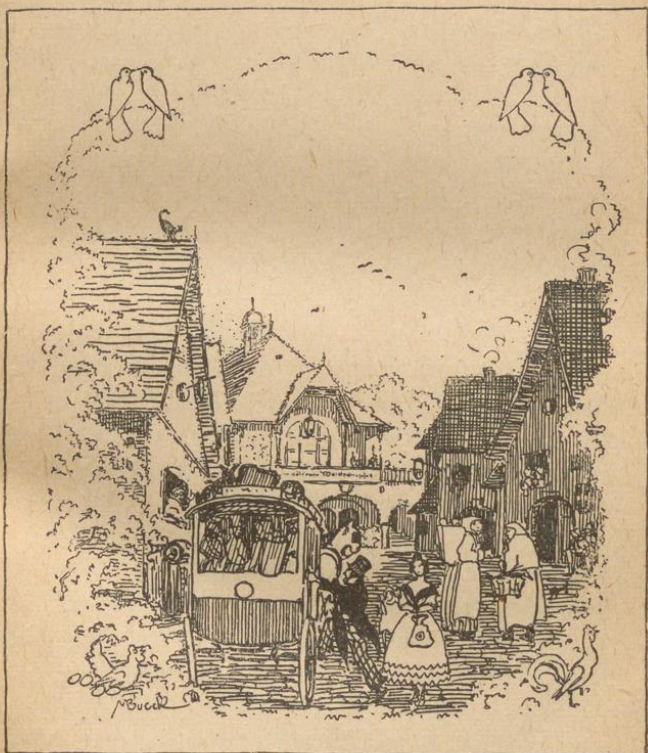


Das verschwundene Wien

(1909 – 1914)



Der Stellwagen ins Liebhartstal.

Man muß sich wirklich beeilen, wenn man die persönliche Bekanntschaft der alten Winkel und Häuser, der altmodischen Dinge machen will, die vom gestrigen Wien noch übrig geblieben sind. Diesem Wien geht's seit einiger Zeit beängstigend an den Kragen. Überall staubt's, überall wird heftig demolirt, und wer eine Weile abwesend war, findet seine liebsten Erinnerungen und Stimmungen als Schutt wieder. Ich Sorge mich immer ordentlich, daß ich mir manches, das ich noch mit eigenen Augen hätte sehen können, entgehen ließ, und ich kann es mir zum Beispiel nicht verzeihen, daß ich nie in den behäbigen Alt-Wiener Gasthof „zur Goldenen Gans“ eingetreten bin, der noch vor ein paar Jahren auf der Kossauerlande bestand, mit dem schönen alten Baum vor dem Tore. Das heutige Wien gibt einem so viel zu schaffen, hält einen fortwährend in Atem, daß man für das gestrige nur dann und wann einen flüchtigen Blick hat. Doch wenn ich auch in noch so großer Hast den Franzensring passiere, an der Mölkerbastei vorbei, versäume ich nie, ängstlich hinzuschauen, ob man mir die lieben alten Basteihäuschen in der Schreyvogelgasse noch stehen lassen hat. Aber es verschwinden nicht nur die alten Häuser, sondern auch die dazu passenden Menschen, die darin aufgewachsen sind. Sogar ihre Sprache verschwindet, jenes ältere Wienerisch, das viel feiner, viel sympathischer klang als der heutige, verwilderte Großstadtdialekt.

Auch die Vorstadt ist heute nicht mehr das, was sie einmal war, nämlich eine kleine Welt für sich, mit eigenem Hausbrauch und ständigen Figuren. Wer weiß, wie lang es noch dauern mag und es wird keine richtigen Vorstädte mehr geben, sondern bloß fortlaufend numerierte Bezirke. Alle diese gestrigen Dinge scheinen sich vor der geänderten Zeit scheu zu verkriechen, und wer sich für sie interessiert, muß ihnen liebevoll nachspüren. Und gelingt es einem, einen solchen vergessenen Winkel zu entdecken, dann blickt man erstaunt und gerührt in eine ganz andere Zeit; in ein vorstädtisches Idyll, das hier erhalten blieb, heimlich, gleichsam hinter dem Rücken der groß und laut gewordenen Stadt.

Daß der Stellwagen mit der Aufschrift „Liebhartstal“ eine sichere Spur ins Altmodische und Vorstädtische sei, davon war ich längst fest überzeugt. Schon das Fahrtziel klingt vielversprechend und weckt romantische Erwartungen, unbestimmte alkoholische und rauschlustige Vorstellungen. Aber ich habe mich dann doch nie zu der Fahrt ins Liebhartstal entschließen können, denn das Vehikel sah bei näherer Betrachtung nicht sehr fashionabel aus: ein schwerfällig schwankender Rumpellasten mit zwei in Kummetsgeschirr gespannten verbogenen Gäulen, der härtige Kutscher, der im Winter und Sommer eine Vorliebe für ältere Hutmoden bekundete, ein Kondukteur ohne Amtsehre und in einem abgetragenen Saffo. Und dann erst die Passagiere: Bilderrahmen, Wäsche- und Grünzeugbutten, Körbe und Bündel, bunte Kopfstücher und graue Umhängtücher, Lodenjoppen, Röhrrenstiefel und Knasterpfeifen. Bei diesem Anblick hatte ich immer das Gefühl, daß meine Erscheinung hier störend und stilwidrig wirken würde, und ich ließ den Stellwagen vorüberhumpeln, um

ihm gleich darauf sehnſüchtig nachzublicken. Richtig habe ich ſo lange gezögert, bis man vor kurzem dieſe Linie, die letzte private Stellwagenunternehmung, aufgelassen oder vielmehr automobilisiert hat. Das Fahrtziel der neuen Autoomnibusse heißt einfach und nüchtern: Ottakring. Jetzt gehört natürlich viel weniger Mut dazu, ins Liebhartstal zu fahren, und jetzt ist es auch keine Entdeckungsreise und keine Kulturtat mehr. Aber vielleicht wächst auch längs der Automobillinie noch manches altmodisch Wienerische und Vorstädtische; man muß nur gut aufpassen und ein bißchen Glück haben.

Zunächst schien die Sache nicht ſo einfach zu ſein, denn auf dem Stephansplatz konnte mir niemand genaue Auskunft über die Abfahrtsſtelle der neuen Autoomnibusse geben. Der eine Wachmann wies mit der Hand nach Norden, der andere nach Süden, und die Dienſtmänner ſagten mürrisch: „Hinter der Kirche fährt er a'“, bis ich durch feinfinnige Beobachtung endlich die Stelle entdeckte. Hier ſtand bereits eine Anzahl Perſonen, denen eine Fahrt ins Liebhartstal zuzutrauen war. Wir mußten eine Weile warten, aber bei dieſer Gelegenheit entdeckte ich an der Stephanskirche die berühmte Kapistranzkanzel, von der ich in der Volkſchule ſo viel gehört habe, und ich war kaum mit der Entzifferung der verwitterten Inſchrift fertig, da kam ſchon der Autoomnibus in Sicht. Ein ſtattliches dunkelrotes Fahrzeug, hoch und langgeſtreckt, ganz weltſtädtiſch und vertrauenerweckend anzusehen. Nur das eine wollte mir nicht gefallen, daß neben dem Chauffeur noch ein zweiter Mann in Uniform ſaß. Möglich, daß der bloß abgerichtet wird, aber ebenſogut konnte es ein verkleideter Konkurrent ſein, der gleichfalls darauf ausging, im Liebhartstal vorstädtische und altmodische Stimmungen zu

sammeln — man kann nicht wissen. Der Wagen wurde im Sturm genommen und war sofort überfüllt. Auch im Innern standen viele Leute, die meisten rauchten und lasen dabei aufmerksam die Tafeln, die das Stehen und Rauchen im Innern des Wagens verbieten.

Anfangs war es eine ganz muntere und angenehme Fahrt. Im Bereiche der Inneren Stadt rollten wir freilich an lauter neugierigen, erstaunten und auch an vielen mitleidig ironischen und geringschätzigen Gesichtern vorüber, die sich hauptsächlich im Besitze von Einspännerkutschern und Autotaxiauffeuren befanden. Aber wir auf der Plattform Befindlichen nahmen davon kaum Notiz, weil wir vollauf in Anspruch genommen wären, unsere Kinnbacken, Haare, Zwicker ordentlich beisammen zu halten. Der neue Omnibus schüttelt nämlich seine Fahrgäste ganz bemerkenswert, und es wird alles durcheinander gerüttelt, was man bei sich hat: Uhr und Kleingeld, Herz und Nieren, Gedanken und Prinzipien. Früher nannte man das einen Rumpelkasten, aber jetzt hat die Sache wahrscheinlich einen tieferen Sinn, vielleicht den einer unentgeltlichen Vibrationsmassage. Das soll ja sehr gesund sein, aber in meinen feinsinnigen Beobachtungen wurde ich dadurch empfindlich gestört. Die Fahrt in der Ebene verlief übrigens ereignislos. Doch kaum waren wir im gebirgigen Terrain der Josefstadt, da bekam der Autoomnibus einen Anfall von Atemnot, hustete eine Weile und rollte erst auf guttliches Zureden in sachtem Tempo bis zum Gürtel weiter, wo die von mir bereits vermissten umfangreichen Umhängtücher, Körbe, Bündel und Butten einstiegen. Darauf schien der Omnibus nicht gefaßt gewesen zu sein, und in der Neulerchenfelderstraße blieb er einfach stehen. Unbekümmert um die

lästernden Reden der Passagiere, die ungeduldig ausstiegen und eine Art Gutachten abgaben, dahin lautend, daß das Ganze noch eine „weiche G'schicht“ sei. Ein Mann mit einer grünen Schürze behauptete sogar, daß er auf einem von seiner Großmutter gezogenen Handwagen viel rascher nach Ottakring gelangen würde — aber da unter den Anwesenden niemand die so erfreulich rüstige alte Dame persönlich kannte, wurde diese Behauptung doch mit einigem Zweifel aufgenommen. Aus einem Gemischtwarenladen trat ein Mann, der wieder eine blaue Schürze trug und sich teilnehmend erkundigte, ob etwa das Benzin ausgegangen sei, und, hilfsbereit und gutmütig wie die kleinen Leute schon sind, ein Fläschchen Fleckwasser anbot — ein Anerbieten, das den Chauffeur sonderbarerweise in Naserei versetzte. Ich habe mir sagen lassen, daß die neue Autolinie von einer französischen Gesellschaft betrieben wird, aber was der Chauffeur dem Mann mit der blauen Schürze antwortete, war ganz bestimmt nicht Französisch.

Ich war der einzige, der sanft und still sitzen blieb. Passagiere sind schrecklich ungeduldige Leute, die wegen einer Viertelstunde Verspätung gleich verzweifeln. Man darf auch gegen Maschinen und Motoren nicht ungerecht sein. Beim Pferdebetrieb sind doch ebenfalls Störungen vorgekommen. Wie oft ist so ein Gaul stückig geworden oder niedergefallen und hat sich eine halbe Stunde lang behaglich geweigert, aufzustehen. Länger hat unser Aufenthalt in der Neulerchenfelderstraße gewiß nicht gedauert, und nun drangen wir unaufhaltsam nach Ottakring vor, wo sich eine berühmte Heurigenkolonie befindet. Aber keine verweichlichten und aufgepußten Luxuslokale für die eleganten Leute aus der Stadt,

sondern in jeder Hinsicht unverfälschte Heurige, die bei den Weinkennern in hohem Ansehen stehen. Kleine zwei- und dreifensstrige Häuser, die gleichsam nur die Hülle sind für einen langgestreckten Hof, in dem ziemlich viele Käusche Platz haben. Schon die Namen, die man da liest, Schakinger, Haimböck, Zehntner, bürgen für die Qualität des Weines, und ein Weinschant heißt „zur Zehner-Marie“, die wahrscheinlich eine Heurigen- und Volksjängergröße war, von der der nicht nach Ottakring Zuständige nichts weiß.

Tieferschüttet langt man schließlich in der Endstation an und sieht sich nun erwartungsvoll im Liebhartstal um. Es ist die charakteristische Übergangslandschaft; Land und Großstadt liegen sich hier heftig in den Haaren. Wo die Schienen und das Pflaster aufhören, beginnen sadenscheinige Wiesen und Terrainwellen, auf denen statt Baum und Strauch Neubauten, Kalkgruben und Schornsteine gedeihen, und in der Ferne ahnt man die wirklichen Berge des Wienerwaldes. Aber das erste, was einem bei der Ankunft im Liebhartstal auffällt, ist ein kurioses Durcheinander von Lebenslust und Vergänglichkeit. Hier gibt's überhaupt nichts als kleine Gasthäuser, Weinschenken, Kaffeebuden und daneben Grabsteingeschäfte. In der Allee-Strasse, die auf den Galizinberg führt, wieder der nämliche Kontrast: auf der einen Seite Praterhütten und ein Ringelspiel, das sich nach dem Takte gemäßigter Lehar-Walzer dreht, und gegenüber das Thor des Ottakringer Friedhofes, wo eine Inschrift besagt, daß nur die Toten selig seien. Aber auch die Kinder auf dem Ringelspiel jubeln sehr selig, unbekümmert um die Leichenzüge, die nacheinander vorüberziehen. Im Verlaufe einer halben Stunde habe ich hier vielleicht sechs Begräbnisse gesehen, alle

vorstädtisch primitiv und dürftig und eins vom andern kaum zu unterscheiden: der wohlfeile düstere Putz, die künstlichen Blumen, das Leid der Hinterbliebenen, deren harte, unbeholfene Arbeitsmienen des Trauerns und Weinens ganz ungewohnt schienen, und die teilnehmenden Nachbarinnen, die gegen den Schluß des Zuges immer buntere Hüte trugen, immer gleichgültigere Gesichter zeigten. Das ging alles so rasch und prompt, und kaum war der Tote begraben, so begaben sich die Trauergäste unverweilt in eines der Lokale mit der lockenden Aufschrift: Avis für Weintrinker. Man sieht hier den Tod gleichsam wie einen Beamten amtieren, kalt, korrekt, mechanisch, und obwohl einen diese verstorbenen und begrabenen Ottakringer gar nicht kümmern, geht einem der Anblick doch merkwürdig nahe und das Ganze hat etwas Herzbeleckendes. Vielleicht nur darum, weil ein so rührend junger, schöner Märztag scheint und weil es unbegreiflich ist, daß einer stirbt und begraben wird, ohne sich den neuen Frühling ein bißchen angeschaut zu haben.

Na, das ist ja eine nette Stimmung, in die man in dem berühmten lustigen Liebhartsstal gerät. Aber das kommt davon, wenn man zu viel auf die Friedhofsseite blickt und zu wenig



auf die der Wirtshäuser. Oder vielleicht ist das Mütteln daran schuld, auf jeden Fall ist's höchste Zeit, wieder umzu-
lehren, in die Stadt zurück. Denn das ist trotz aller Misere
und Ärgernisse für ein empfindliches Gemüt der richtige Auf-
enthalt. Die Vorstadt draußen, die ist noch halbes Land, ist
derb und scharf, urwüchsig und heftig, da zeigt alles noch sein
aufrichtiges, wahres Gesicht: Lustigkeit und Ernst, Mensch
und Natur, Tod und Frühling. In der Stadt drin ist alles
verschleiert und gedämpft, zurückhaltend und wohlgezogen, so-
gar die Naturgewalten. Da ist der Frühling ein neuer Hut
und der Tod ein schwarz umrändertes Stück Papier.

(1913)



Landpartie.

Ein Sonntagsvergnügen.

So kann das nicht weitergehen. Ich werde nämlich von Jahr zu Jahr fauler, träger und bequemer. Am liebsten bleibe ich überhaupt tagelang zu Hause, wenn ich aber unbedingt ausgehen muß, bin ich ängstlich darauf bedacht, mir jeden überflüssigen Schritt, jede Anstrengung zu ersparen. Mein weitester Spaziergang ist bis zur nächsten Haltestelle, und bergauf steige ich höchstens die paar Stufen zum Lift. Altmodische Bekannte ohne Lift besuche ich prinzipiell nicht und trachte vielmehr, mich im Interesse meiner Faulheit mit ihnen allmählich zu verfeinden. Überhaupt, nur nicht zu Fuß gehen, es macht mich matt, nervös, abgespannt und langweilt mich.

Ich weiß, diese Lebensweise ist ungesund, man büßt dabei die jugendlich schlanke Erscheinung ein. Darin sind sich meine sämtlichen Schneider und Ärzte einig, und sogar die Literaturgeschichtschreiber müssen es irgendwie erfahren haben, was für ein Faulian und Stadthocker ich bin. In einem Führer durch die Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts, in dem allen bekannten heutigen Schriftstellern ein charakterisierendes „Klampsf“ angehängt wird, habe ich unlängst gelesen, daß ich zwar eine feste Art besitze, ins Leben zu greifen, aber keineswegs jene rotwangige Gesundheit, von der die deutsche Literatur jetzt eine Menge nötig hätte. Ich sei eben ein

bleicher, blutarmer Großstadtliterat, und hier müsse die tüchtigste Kraft morsch und brüchig werden . . . Ganz elend wurde mir dabei zumute und zur Erholung griff ich nach dem Aufsatz eines Berliner Germanisten und fand mich hier wieder als typische Jungwiener Kaffeehauspflanze geschildert, als dekadenten Neurastheniker, dem der wurzelechte Zusammenhang mit der Natur fehle, von Erdgeruch keine Spur . . . Sehr traurig, schön schau' ich aus.

Am vergangenen Sonntag habe ich mich nun doch endlich entschlossen, einmal aufs Land hinauszufahren. Weniger aus Liebe für die Germanisten und Literaturgeschichtsschreiber und mehr aus Furcht vor einer jungen Dame, die mich schon seit Jahren — also, seit Jahren ist zu viel gesagt, denn früher war es wahrscheinlich eine andere junge Dame, aber auch die hat mich um diese Zeit immer in genau demselben Tonfall gequält: „Wann werden wir endlich die Landpartie machen? Fahren wir doch nächsten Sonntag nach Hütteldorf.“ Sie schien von diesem Ort unbestimmte romantische Vorstellungen zu haben, und ich versuchte, ihr das in meinem bewährten, treuherzigen Damenton auszureden. Ich entwarf ein erschütternd realistisches Bild des an Sonntagen von Familien- und Liebesglück und Wurstpapieren über und über bedeckten Hackinger Berges — alles vergebens. Die Sache wurde also diesmal ernst. Ich zog meinen blaugrünen Modeanzug, meinen grüngrauen Modehut und meine gelbgrünen Modeschuhe an und so präsentierte ich mich an dem glühenden Maisontag Punkt zwei Uhr meiner Begleiterin, in der heimlichen eiteln Erwartung, tiefen Eindruck zu machen. Aber sie hatte für meine berückend grüne Erscheinung keinen Blick, sah an sich selbst bekümmert hinunter und sagte bedenklich

sanft: „Siehst du, fürs Land hab' ich doch nichts Gescheites anzuziehen . . .“ Na, die Landpartie fängt gut an, mir scheint, da werde ich schwigen.

Nur geschwind hinaus ins Freie. Natürlich mit der Stadtbahn. Mit dem Auto geht es noch rascher, aber, so führte ich des längern aus, im Auto fahren wir ohnehin das ganze Jahr oft genug und wenn man schon einmal ländlich und einfach sein will — aber sie unterbrach mich mit hauchender Sanftmut: „In der Stadtbahn ist es ja auch ganz nett.“ Doch in ihren süßen blauen Augen las ich etwas anderes: Schmutzian . . . Das Gedränge bei der Kasse war natürlich sehr arg, aber da ich mich dort anstellte, wo „Abgang“ steht, kam ich sehr bald dran. In dem überfüllten Coupé war es nicht so ruhig wie sonst, weil sich ja der Ruck heute auf so viele Menschen verteilte, zumeist Menschen, denen man die dritte Klasse ansah, und die ein derart herausforderndes Selbstbewußtsein zeigten, wie es der ordnungsgemäße Besitz einer Karte zweiter Klasse niemals zu verleihen vermag. Auf den Bänken saßen jugendliche Liebespaare in jenem schüchternen Anfangsstadium, wo er immer ihren Sonnenschirm in der Hand hält und streichelt, während sie seinen Hut liebkost, was meiner Begleiterin wieder Anlaß gab zu einem vorwurfsvollen: „Siehst du“ — aber ich glaube, daß sie damit nicht so sehr zärtliche Absichten auf meinen Hut, als vielmehr die Sehnsucht nach einem neuen Sonnenschirm ausdrücken wollte.

Das war die Reise. Über die Gegend selbst werde ich sehr wenig sagen. Ihren Namen werde ich gar nicht nennen. Es ist egal, wie sie heißt, sie heißt überhaupt nicht viel und sieht genau so aus wie alle die Stadtbahn- und Tramwaygegen-

den. Von der Station wandert man über das mit heißem Klinker gepflasterte Trottoir der Hauptstraße, wo herrliche Sommerwohnungen mit garantierter Benützung eines Rosenstocks samt blauer Glaskugel sofort zu vermieten sind und wo aus den Fenstern Hunde überlegen und verächtlich auf die Großstädter blicken. So wandert man in langer Prozession, in der einige irrtümlich schon jetzt angeheitert sind,



bis man in jenem Sonntagswald anlangt, der so abgeschabt aussieht, wie ein zu lang getragener Rock. Der Erdboden ist von den vielen Menschenfüßen ganz glatt geschauert, kein Gras, keine Blume, und die zusammengeballten Käsepapiere sind für das Auge eine wohlthuende Abwechslung. Jeder richtige Wiener Ausflügler versucht auch, sobald er den Sonntagswald betreten hat, das Echo auf die Probe zu stellen, aber meistens gelingt es nicht — sogar das Echo ist hier schon ab-

genügt. Ein Teil der Ausflügler bleibt im Wald, die unternehmungslustigeren dringen bis zu einem Wiesenabhang vor. Auf dieser Wiese machen sich das Familienleben und der Natursinn der Wiener auf vielfache Weise bemerkbar. Essen wird ausgepackt, Kaffeeflaschen treten zutage, eine Schaufel oder ein Reck wird zwischen zwei Bäumen angebracht, man spielt johlende Spiele, singt mehrstimmig holde Gesänge und in besonders schweren Fällen wirkt auch ein Grammophon mit. Das ist nämlich die neueste volkstümliche Mode: statt der bieder raunzenden Ziehharmonika nimmt man jetzt diese schreckliche Musikmaschine mit — unbegreiflich. Offenbar will man Natur und Imitation miteinander vergleichen oder die Singvögel zur Wiener Operette bekehren. Kein Wunder, daß sie nicht mehr „Tirili“ und „Pfitschifi“ singen, sondern: „Kommen Sie, kommen Sie, Polka tanzen . . .“

Die Rückkehr habe ich zur Abwechslung mit der Straßenbahn gemacht. Ich liebe diesen dramatischen Sturm auf die Wagen unter Wacheaufgebot, ich habe es so gern, wenn jemand meinen Rücken für einen Lehnstuhl ansieht und wenn sich ein dicker Mann ächzend zwischen mich und meine Dame setzt: „Der Herr is scho so freundli.“ Wie hübsch ist es, den rausluftigen Erzählungen eines Betrunknen zu lauschen, der irgendeinen ihm feindlich gesinnten „bladen Kerl“ beim Heurigen zurückgelassen hat und mit dem er nun, da die Distanz immer größer wird, gern anbinden möchte, wobei er die Nase meiner Begleiterin bedroht. Jetzt sagt sie gar nichts mehr, aber ich sehe ein, daß sie recht hat: ich scheine wirklich ein Schmutzkian zu sein.

Wenn ich nun meine Natureindrücke zusammenfassen soll, so entdecke ich, daß ich derlei von meiner Landpartie gar nicht

mitgebracht habe. Ich bin überhaupt nicht aus der großen Stadt herausgekommen, und das Interessanteste, was ich beobachten konnte, war diese sonderbare Gier, mit der sich die Ausflügler auf die Natur stürzen, als ob sie sie ausrotten und dem städtischen Erdboden gleichmachen wollten. Aber ich will mich wirklich nicht moralisch entrüsten. Mir genügt das schöne Bewußtsein, daß ich nicht so bald wieder eine Landpartie mache, daß meine körperliche Sonntagsruhe wieder ungestört bleibt. Gegen die stärker werdende Taille wird sich schon ein Mittel finden. Ich kenne ja so viele schlanke Frauen und noch mehr solche, die es gern wären, die werden mir schon raten. Und was die Literaturgeschichte anbelangt, das ist mir ganz egal. Während der Woche habe ich keine Zeit, mit der Natur in Berührung zu kommen und am Sonntag paßt es mir nicht. Und wenn ich an jene Familienwiese denke, da verzichte ich auch auf den Erdgeruch. Lieber bleibe ich mein Leben lang eine defadente, neurasthenische Kaffeehauspflanze, ein bleicher, blutarmer Großstadtliterat. Ich fühle mich dabei gar nicht schlecht und eine Zeitlang werde ich's schon noch machen. Meinetwegen mögen mich die Germanisten nicht auffordern, in der Literaturgeschichte Platz zu nehmen. Es sitzen mir ohnehin schon viel zu viele drin, die ich nicht leiden kann. Um ein bodenständiger Dichter zu werden, da muß man umständliche Romane schreiben, muß früh aufstehen — das ist mir viel zu strapaziös und unbequem. Ich verzichte auf den ganzen Nachruhm, wenn ich mich nicht ausschlafen kann. Und ich habe gar keine Lust, mit der Straßenbahn in eine Unsterblichkeit zu fahren, in der das Überfüllungsverbot nicht strenger gehandhabt wird.

(1913)

Der kostspielige Gentleman.

Männliche Toilettestudie.

Wenn das nur schon wieder vorüber wäre! Das ist der fatalste Moment im ganzen Jahr: das Besorgen, das Auswählen und Bestellen der Garderobe für den kommenden Winter. Anderen Menschen, namentlich solchen weiblichen Geschlechtes, macht das ein großes Vergnügen, aber für mich gibt es nichts Ärgeres, als jetzt, im Herbst, den Gang zum Schneider, ins Modewarengeschäft, zum Huthändler und Schuhmacher anzutreten. Nämlich, unter uns, ich habe sehr wenig Zutrauen zu meinem Geschmack und meinem Sachverständnis. Sonst, auf minder komplizierten Gebieten, zum Beispiel der Literatur oder dem Theater, da habe ich ein ziemlich sicheres Urtheil und erkenne sofort, ob ein Roman genügend geschmacklos ist, um zum Buch der Saison zu werden oder ob eine neue Operette sich zum Strapazieren für dreihundert Abende eignet. Nur bei Kleiderstoffen und Krawatten, da weiß ich nie genau, was das Zeug eigentlich wert ist und ob es mir überhaupt gefällt. Erst viel später, wenn ich mich an die neuen Sachen gewöhnt habe und wenn sie schon anfangen, wieder alt zu werden, dann gefallen sie mir. So ergeht es einem ja auch oft in der Liebe und mit den Frauen — übrigens, lassen wir das vorläufig: wenn man von Kleidern und von Ausgaben spricht, kommt man von selbst wieder auf die Frauen und die Liebe . . . Wirklich, am liebsten würde ich das ganze Jahr denselben Anzug und die-

selbe Krawatte tragen, aber das kann man sich heutzutage nicht mehr erlauben. Früher konnte man auch in Schnürschuhen und Socken und sogar mit Röllchen ein geachtetes Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein, es ohne Bügelfalte vorwärtsbringen und selbst mit einer fertigen Krawatte geschätzt und geliebt werden. Ob sich jemand elegant und modisch trug, danach wurde erst in zweiter Linie gefragt, wenn er nur sonst ein tüchtiger, netter und anständiger Mensch war. Jetzt ist es gerade umgekehrt. Zuerst sieht man bei einem jungen Mann auf den Schnitt seines Rockes, auf sein Krawattenmuster und die Bügelfalte und danach beurteilt und schätzt man ihn ein, nach den Allüren: die Vorgesetzten, die Bekannten und natürlich die jungen Mädchen. Dagegen hilft kein Auflehnen, und infolgedessen verkleidet sich jetzt jeder als Gentleman, tabellos vom ondulierten Scheitel bis zum Gummiabsatz. Eigentlich ist es ein- und derselbe junge Mann in tausenden Exemplaren: glatt rasiert, auch im Nacken, im Auge ein unberechtigtes Monokel, der Zuschnitt apart und kokett, die Farbenzusammenstellung tief-sinnig erdacht und abgestimmt, immer frisch gepuht und gebügelt, immer à quatre épingles, wie man früher gesagt hat. Aber seitdem sind diese vier Stecknadeln sehr teuer geworden, und es wird von Jahr zu Jahr kostspieliger, ein Gentleman zu sein.

Mit dem Schneider fängt es an. Zuerst inspiziere ich meinen mit soliden und wohlerhaltenen Kleidern angefüllten Kasten und sage mir beruhigt: „Na, heuer brauche ich wirklich nichts — höchstens einen Anzug zur Ergänzung.“ Aber da taucht plötzlich mein Mephisto neben mir auf, mein eleganter Freund. Jeder, der ein bißchen faustisch, zweiflerisch

und grüblerisch veranlagt ist, hat ja seinen mephistophelischen Freund und Verführer. Eindringlich spricht er auf mich ein: „Schau, einmal laß dir etwas Anständiges machen, bei einem erstklassigen Stadtschneider. Das ist ganz etwas anderes. Und du wirst ja dabei direkt ersparen.“ — „Wieso denn ersparen?“ — „Na, so ein feiner Anzug hält doch dreimal so lang. Komm nur mit mir, ich habe einen Ausnahmepreis: 150 Kronen.“ Und ich lasse mich gern verführen, denn bei einem Hofschneider in der Inneren Stadt arbeiten zu lassen, das ist schon lang mein heimlicher Ehrgeiz. Dann wird gewiß alles anders werden und in meine berufliche und galante Karriere wird ein ganz anderer Zug kommen. Inzwischen sind wir schon vor einem Stadtpalais angelangt, und ein eleganter junger Mann öffnet die kunstvoll gearbeitete Tür. Ich packe meinen Freund ängstlich beim Arm: „Du, wenn schon der Türaufmacher so elegant aussieht, das werde ich nicht zahlen können.“ Aber wir sind schon oben, im Empfangssalon, wo eine gemischte Kommission von Geschäftsführern, Zuschneidern und Dienern uns erwartet. Man legt mir hunderte Stoffe vor, von denen jeder das Allerneueste repräsentiert, das man jetzt unbedingt tragen muß, man verwirrt mich durch englische Vokabeln und Modebilder, auf denen sich lauter Lords und Pairs in Reit-, Jagd-, Salomanzügen und Pelzen Rendezvous gegeben haben. Endlich erscheint der Chef selbst. Vom Sehen kenne ich ihn schon lang: von literarischen Premieren, von der Kribeau, und einmal hätte er mich beinahe mit seinem eigenen Auto überfahren. Manche der Kunden grüßt er sogar zuerst, und mir widmet er sich persönlich. Hier, im Salon, finden nur die Pourparlers statt. Sobald aber ein Kunde renitent

wird, schleppt man ihn in eine der kleinen, abgesonderten Spiegelzellen und dort wird ihm mit Gewalt ein Zwangsjackett oder Sakkó oder Smoking angemessen und anprobiert. Der Hofschneider erkundigte sich teilnahmsvoll nach dem Bestand meiner Garderobe, wie man sich nach dem Befinden einer Familie erkundigt, und entwarf dann eine Art Erposé, das zwei Morgenanzüge, sechs Sakkos, zwei Jacketts enthielt, und zwar zu demselben Vorzugspreis, wie ihn mein Freund hatte, nämlich 190 Kronen. Ich warf meinem Freund einen vernichtenden Blick zu, denn ich wußte jezt, daß auch er zu der unter eleganten jungen Leuten so häufigen Kategorie gehöre, zu den Tiefstaplern. Das Erposé lehnte ich ab und erklärte, daß auch mein Frack und Smoking noch in sehr gutem Zustand seien, worauf der Hofschneider mit feiner Ironie erwiderte: „Ich habe zwar nicht das Vergnügen, den werten Smoking zu kennen, aber ich glaube nicht, daß er an meine letzte Kreation heranreicht.“ — „Nein,“ erwiderte ich, „Kreationen kann ich mir nicht leisten“, ergriff ohneweiters die Flucht und ließ meinen Freund in der Spiegelzelle weiterspären.

In dem vernichtenden Bewußtsein, noch lange nicht hofschnneiderfähig zu sein, schlug ich den Weg in die Vorstadt ein, auf den Lerchenfeldergürtel. Dort ist nämlich mein Schneider etabliert. Sein Name schwankt zwischen Anjeksy und Zahradniczek, aber er arbeitet tadellos englisch und ist lächerlich billig. Nur muß man achtgeben, daß man nicht in einen nebenan befindlichen Trödelladen gerät, der seinem Laden zum Verwechseln ähnlich sieht, und daß man sich drinnen an der Decke nicht ein Loch in den Kopf schlägt, aber sonst bin ich mit dem biedereren Meister wirklich sehr zufrieden. Auch

er schien sich heute in einer hoffärtigen Stimmung zu befinden, und als ich endlich einen dunkelgrünen Anzug mit blauen Streifen und einen dunkelblauen Anzug mit grünen Streifen ausgewählt hatte, lehnte er es stolz ab, sie mit Serge oder Cloth zu füttern, und begründete dies mit dem eilig wiederholten Satz: „Schendelmann trugte nur auf Seid'n.“ Also, für achtzig Kronen kann man es sich schon erlauben, ein Gentleman zu sein. Aber da erklärte mir der Meister, daß er leider genötigt gewesen sei, die Preise um 20 Prozent zu erhöhen, denn es sei ja alles gestiegen: das Rohmaterial, die Arbeitslöhne, Steuern und Regie, die Fleischpreise, und von Kaffee allein kann man nicht leben — das muß ich schon einmal wo gehört haben. Bei der Thür fragte ich noch anstandshalber wie immer: „Sag'n S', Herr Meister, wann krieg' ich denn endlich meine Rechnung?“ Und wie immer wehrt der Meister entrüstet ab, als ob er aus purer Menschenfreundlichkeit Hosen zuschneiden würde. Ich aber entferne mich mit bösen, vierstelligen Ahnungen: wenn das mit den Fleischpreisen so weiter geht, werde ich nächstes Jahr beim Trödler arbeiten lassen müssen.

Damit ist das Schwerste vorüber. Die anderen Sachen kann man sich leider nicht in der Vorstadt kaufen und man muß schweren Herzens in eines der noblen Modewarengeschäfte der Inneren Stadt eintreten. Auch hier will man mir wieder sofort eine vollständige Bräutigamsausstattung zusammenstellen: Batisthemden mit Leinenkragen, farbig geränderte Taschentücher für alle Stimmungen und Lebenslagen und genau dazu passende köstliche Krawatten und durchbrochene Seidenstrümpfe, obwohl ich doch gar nicht kokett bin. Betäubt und geängstigt sage ich: „Sie, geben Sie mir nur

gute Sachen, ich verlasse mich auf Sie, ich verstehe gar nichts.“ Und wenn dann der Verkäufer, verbindlich lächelnd, sagt: „Oh, der Herr kennen sich schon gut aus, das merkt man“, da komme ich mir immer horndumm vor. Auch hier höre ich in einer feineren Form das Sprüchlein von den 20 Prozent, und ich sträube mich nicht länger, denn wenn ich bis morgen warte, ist das Fleisch vielleicht schon wieder teurer geworden. Und es ist überall dasselbe, beim Huthändler, beim Schuhmacher, überall kaufe ich mehr, luxuriöser und teurer ein, als ich eigentlich wollte, überall behandelt man mich als Millionär, als Kavalier und Gentleman, für den das Feinste und Kostspieligste gerade gut genug ist. Dabei bin ich mit den Anschaffungen noch lange nicht zu Ende, jetzt kommen erst die Kleinigkeiten, die Dinge, die nicht viel kosten, und da geht am meisten Geld weg: modische Brieftaschen, Geldbörsen, Rauchgeräte, ein Maniküreabonnement, und wenn die Maniküre unglückseligerweise hübsch ist, dann fangen die Ausgaben wieder von vorn an. Wenn man zum Schluß noch den Mut zum Addieren hat, kommt ein Betrag heraus, von dem die früher so beliebte kleine Beamtenfamilie hätte reichlich leben können. Und das alles nur zu dem Zweck, um genau so auszusehen wie tausend andere, um wie sie auf dem Corso und auf Jours auf das Wunderbare zu warten. Aber das Wunderbare kommt nie, sondern immer nur die Rechnung.

Und das Traurigste ist, daß mir die neuen Sachen, wenn ich sie einmal anziehe, absolut nicht gefallen. Der grüne Anzug ist zu grün, der blaue zu blau, die Krawatten schillern in der Sonne, ich habe wieder einmal unrichtig gewählt, das ganze freut mich nicht. Mir gefällt die Mode immer nur

an den andern, und ich selbst werde doch nie so tadellos aussehen. Deshalb lasse ich den Gentleman sein, er ist mir zu kostspielig. Zum letztenmal habe ich das heuer mitgemacht. Nächstes Jahr werde ich mich ganz einfach und wohlfeil kleiden: Schnürschuhe, einfärbige Socken, weiße Chiffonhemden, fertige Krawatten, Röllchen — aber erst nächstes Jahr natürlich, oder etwas später, sagen wir: in acht oder zehn Jahren, bis ich in ein gefestigtes, ruhiges Alter komme. Denn, seien wir einmal ehrlich: wem zuliebe kleidet man sich so akkurat? Nur wegen der Frauen: zuerst stürzt man sich in Unkosten und dann in weibliche Arme... Nur sie sind, wie immer, an dem kostspieligen Gentleman schuld. Von einer Weste sind sie fasziniert und von Bügelfalten lassen sie sich betören. Alle meine schönen seelischen und sittlichen Eigenschaften, die ich zu Hause im Kasten, bei den alten Kleidern, aufbewahrt habe, nützen mir nicht so viel. Nur auf den Anzug, die Krawatte und das dazu passende Taschentuch kommt es an. Und es ist durchaus nicht so schwer, wahrhaft und um seiner selbst willen geliebt zu werden — man muß nur die richtigen Lieferanten haben. (1912)



Derbysonntag eines Minderbemittelten.

Ein Kostenvoranschlag.

Sie läßt es sich nicht ausreden. Schon seit Monaten bildet das unser hauptsächlichstes Gesprächsthema: „Du, wir gehen doch zum Derby?“ Und zwar stellt die junge Dame diese Frage immer im Ton einer sittlichen Forderung, wobei sie nie verabsäumt, auf ein feierliches Versprechen zu verweisen, das ich ihr im verfloßenen Winter in einer vorgerückten Redoutenstunde gegeben haben soll. Und bevor ich es noch versuchen kann, mich nicht mehr daran zu erinnern, sagt sie schon: „Und überhaupt, du bist mir den Derbysonntag längst schuldig. Wir haben heuer so vieles ausgelassen, ich war weder bei ‚Parzifal‘, noch in Mariazell, und etwas will ich auch von meiner Jugend haben.“ Alle Frauen führen nämlich im Gemüt eine eigentümliche doppelte Buchhaltung, bei der sie sich für jede Entsagung zwei Entschädigungen aufschreiben. Sie können nicht zwischen Soll und Haben unterscheiden, und auf jeden Fall wird immer der Mann belastet. Dagegen kann man sich nicht helfen, namentlich, wenn man so wie ich veranlagt ist. Tagsüber, während ich mein gewohntes Arbeits- oder Faulenzpensum erlebige, da bin ich gern vollständig unbeweibt. Aber kaum lege ich die Feder aus der Hand oder, richtiger gesagt, decke ich meine Schreibmaschine zu, und ich muß schon weibliche Gesellschaft haben, sonst freut mich keine Unterhaltung.

Theater, Kabarett, Varieté, das alles muß en deux genossen werden, und der sentimentalste Operettenkitsch, die gestohlenen Melodien, die abgeschmacktesten Scherze gefallen einem wieder, wenn man sie mit vier Ohren anhört, wenn ein nettes weibliches Wesen neben einem sitzt und in naïv kritikloser Sonntagsfreude davon entzückt ist. Zu meiner nächsten Premiere kriegen nur diejenigen Karten, die an der Abendkasse ein solches nettes weibliches Wesen vorweisen — sicher ist sicher.

Auch das Geld verspielt sich viel angenehmer, wenn einem zwei Fünfdreiviertelhände dabei helfen. Ich beschloß also in einer meiner seltenen edlen Aufwallungen, die junge Dame zum Derby mitzunehmen, obwohl ich es ihr versprochen hatte. Um zum Schluß großartiger dazustehen, setzte ich den Streit noch einige Zeit fort, weigerte mich standhaft, ließ sie einige Miniaturtränen vergießen, denn das gibt der Sache mehr Reiz, bis ich schließlich mit dem Achselzucken eines Mannes, der sich resigniert ins Unvermeidliche fügt, erklärte: „Also gut. Du sollst deinen Willen haben. Es ist zwar ein Leichtsinn, ich tue es nicht gern, es kommt mir nicht aus dem Herzen, aber du sollst deine Jugend genießen.“ Das mit dem Herzen schien gar keinen Eindruck auf sie zu machen, sie stand schon beim Spiegel, drehte sich um die eigene Achse hin und her und prüfte die Derbytauglichkeit ihrer Erscheinung. Um ein größeres Unheil zu verhüten, nahm ich einen Bogen Konzeptpapier, einen Hardtmuth-Bleistift Nr. 2 und wollte mich eben in den Kostenvoranschlag stürzen, doch sie nahm mich schmeichlerisch bei der Hand und sagte mit jener seelenvollen Innigkeit, die allen größeren Auslagen vorauszugehen pflegt: „Natürlich lasse ich mir noch etwas machen. Das

Blauseidene kann ich unmöglich zum Derby nehmen, das ist schon zu gewöhnlich." Nun bin ich wirklich meinem ganzen Wesen nach ein richtiges Lamm, auch in Toilettenfragen, aber ich muß doch für Ueingekehrte bemerken, daß mir noch vor sechs Wochen, vor der Bestellung, dieses Blauseidene als das Neueste und Aparteste angepriesen wurde. Deshalb schlug ich jetzt gar nicht lammenmäßig auf den Tisch: „Mir scheint, du träumst von einer Derbytoilette — bitte, wache auf. Du träumst ganz vergebens. Ja, was glaubst du eigentlich von mir? Liebes Kind, du überschätzt meine Durchfälle. Ich bin ja kein erfolgreicher Librettist, dem es auf einen fremden Stoff mehr oder weniger nicht ankommt. Entweder du gehst blauseiden zum Derby oder gar nicht."

Also, die Toilettefrage wäre somit erledigt. Jetzt kommt der schwierigste Punkt: die Beförderungsart. Glücklicherweise befaßte ich mich gerade mit der Ausarbeitung einer kleinen Abhandlung: „Wie gelange ich am Derbysonntag am raschesten, billigsten und staubigsten in die Freudenau?“, und daraus teile ich der jungen Dame das Wesentlichste mit. Vor allem gibt es eine glänzende Verbindung mit der Straßenbahn, wo man, soweit es die Überfüllung gestattet, auch die Wiener Volksseele belauschen kann. Man hört ungefähr folgende Sätze: „In Wagen brauchen S' mi net stoßen.“ — „Der dort hinten stoßt, i stoß nur z'ruck.“ — „Sö zahlen a net mehr als wia i.“ — „Mein Gott, zerdrücken S' mir dös Kind net.“ — „Aber Frau, was wollen S' denn mit dem Dampferletsch beim Derby?“ — „So a ungebildeter Mensch.“ Für diesen Plattformhumor schien sie jedoch nicht viel Sinn zu haben, auch nicht für die landschaftlichen Reize einer Dampfschiffahrt von der Weißgärberlande aus, obwohl ich

bei der Schilderung mit den üppigsten Farben nicht sparte — beim Schildern spare ich nie. Und da leider Gottes die Staatseisenbahngesellschaft den Rennverkehr eingestellt hat, so bleibt nichts übrig, als der Idee einer Fiakerfahrt näherzutreten. Das Antlitz der jungen Dame verklärt sich geradezu, denn sie denkt jedenfalls an das kokette Fahrzeug eines Grabenfiakers, während sich meine Gedanken mehr in der Richtung Brigittenau bewegen. Dort weiß ich nämlich einen Fuhr-



werker, bei dem ich durch besondere Protektion einen Offisationsfiaker zum Derby bekomme: vierzig Kronen und die Jause. Aber er schaut auch danach aus. Er rollt nicht auf Pneumatiks, sondern auf Vollreifen, und die sind schon zur Hälfte abradirt, und die zwei schlechtgenährten Gäule blicken so verstimmt drein, als ob sie in Hafer à la baisse spekuliert hätten. Der Kutscher trägt einen ehemaligen Salkoanzug, ein farbiges Hemd mit weichem Kragen, auf dem Haupt ein sogenanntes Gollaschreindl, und macht im

ganzen den Eindruck, als ob er an Wochentagen Chef einer unrentablen Platte wäre. Es ist ein bitteres Vergnügen, in einem solchen Fuhrwerk am Derbysonntag durch die Hauptallee zu fahren, und meine Begleiterin wird bestimmt vor Scham vergehen, aber sie wird zweispännig vergehen, und das ist die Hauptsache.

Man kann ja schließlich auch mit einem Einspänner hinunterfahren, vorausgesetzt, daß man mit der Welt und dem Leben vollständig abgeschlossen hat. Ich kenne persönlich nur einen einzigen Menschen, der diesen tollkühnen Mut aufbringt, einen jungen, stellenweise humoristisch veranlagten Advokaten, der, angeblich zum Jux, in dem schäbigsten Einspänner, dessen er habhaft werden kann, zum Derby jagt. Natürlich sind seine Bekannten darüber sehr entsetzt, besonders jene, die schlechter situiert sind als er. Am Derbysonntag verstehen die Menschen keinen Spaß, und ich fürchte, auch der junge, humoristische Advokat wird seine einspännige Tollkühnheit büßen müssen. Es wird ihm am Ende sogar bei seinen Klienten schaden, und kein besserer Kridatar wird sich mit ihm mehr grüßen.

Aber die Frachtpferden sind ja noch das geringste. Wenn man einmal unten angelangt ist, da beginnen erst die Ausgaben. Als besserer Mensch geht man natürlich in den Aktionärsraum. Es kostet wohl zwanzig Kronen, aber es ist das Entreebillet in die gute Gesellschaft, und man kann den Plaque bis in die Nacht hinein sichtbar tragen und sich dadurch als besserer Mensch legitimieren, was manchem sonst nicht so leicht fällt. Mit jedem Bekannten führt man dasselbe Turfgespräch, ohne eine Ahnung zu haben, begutachtet die Pferde, Reiter, Gewichte und Chancen, bis einem vor

lauter Pedigrees und Odds ganz dumm im Kopf wird. Und da man fortwährend die Turfmaschine hämmern hört und das Gedränge bei den Kassen sieht, wo die Menschen gleichsam flehentlich ihre Banknoten hinreichen, so wird man hypnotisiert, alle prinzipielle Abneigung geht zum Teufel, man eilt hin und wird im letzten Moment noch glücklich einige Zehner los. Denn wenn man nicht wenigstens ein bißchen verliert, so freut einen doch das Ganze nicht.

Nehmen wir an, das Derby ist bereits gelaufen, die Aufregung hat sich gelegt und man ist mit einem blauen Auge, respektive vier blauen Banknoten davongekommen. Deshalb ist der Derbysonntag noch lang nicht vorüber, der fängt jetzt noch einmal an. Bisher war es das Rennen der Dreijährigen, jetzt beginnt die viel schärfere Konkurrenz der Zwanzig- und Dreißigjährigen. Auf den beiden Tribünen gibt es Unerhörtes zu sehen, mehr, als man der geduldigsten Schneiderin schuldig bleiben kann. Der Anblick solcher vierstelliger Toiletten verdirbt die unschuldigste Konfektionsseele, und man ist froh, wenn man seine Dame glücklich vorübergelost hat, ohne daß man sich zu zärtlichen Schwüren in Crepe, Liberty oder Charmeuse hinreißen ließ. Auf den Schrecken nimmt man dann die Jause beim Büfett, wo es aufmerksamste Selbstbedienung gibt. Der Kaffee ist ein bißchen teuer, eine Krone, aber wahrscheinlich steht das in einem tieferen Zusammenhang mit der Hebung der österreichischen Pferdezucht. Es folgt die Praterfahrt, das Souper im gleichenden Hotelpetisäal, und da die Saison jetzt ohnehin zu Ende ist, so beschließt man sie würdig, wie man sie begonnen hat, in der Bar, im Nachtklokal, bei Champagner und Furlanatanz.

Vorläufig steht die Orgie nur auf dem Papier. Und wenn ich jetzt einen Strich mache und den Kostenvoranschlag addiere, so ergibt sich für den Derbysonntag ein Erfordernis von 250 bis 300 Kronen. Bitte, das ist gar nicht viel, das ist sogar sehr bescheiden, der richtige Derbysonntag eines Minderbemittelten. So viel brauchen alle, die hinunter fahren, die mittleren Beamten, Advokaten, Kaufleute, mit einem Wort, die Leute, die sich das ganze Jahr hindurch viel zu viel zumuten, und an diesem Sonntag noch mehr. Und wie sieht dann erst der Derbysonntag eines wirklich Wohlhabenden und Reichen aus? Das weiß ich leider nicht. Aber ich denke mir, daß er ihn entweder im Stile seiner sonstigen großen Lebensführung verbringt und so viel braucht wie immer. Manche nehmen an dem Rummel vielleicht überhaupt nicht teil und verbringen den Derbysonntag ganz ruhig und einfach. Ja, die reichen Leute sind wirklich zu beneiden; sie können sich alles erlauben, sogar die Bescheidenheit. Denn, um heutzutage sparsam zu leben, dazu gehört wirklich sehr viel Geld.

(1914)

Naschmarktlegie.

Damals ist das viel weiter gewesen. So vor zwanzig Jahren, als Dornbach noch eine richtige Sommerfrische war und Hütteldorf ein fernes Land, da war auch eine Fahrt zum Naschmarkt hinaus eine kleine Reise und ein mutiges Unternehmen. Darum hat es auf mich kleinen Buben immer einen sehr tiefen Eindruck gemacht, wenn die Mama abends beim Verrechnen und Anschaffen der Köchin den Beschluß mittheilte: „Morgen früh fahren wir auf den Naschmarkt einkaufen.“ Das war gewöhnlich im Juni, Juli, in der Einsiedezeit, wo alle rechten Hausfrauen von märchenhaft billigen Weichseln, Marillen und Paradeisern träumen, welche Träume sie auf dem Naschmarkt zu verwirklichen hoffen. Nur die Köchin schien mit dieser Expedition nicht einverstanden zu sein, denn sie sagte mürrisch und in eiliger böhmischer Weise: „Auf Aschenmarkt sans noch mehr Raube als wo anders“, weil ihr das Einkaufen unter dem Kommando der Hausfrau keinen Spaß bereitete. Schon damals habe ich mich immer gewundert, warum die Köchin prinzipiell immer Aschenmarkt sagte, und auch später habe ich nie auf den tieferen etymologischen Sinn dieser volkstümlich wienerischen Bezeichnung kommen können. Die Hauptsache war mir damals, daß ich mitgenommen wurde, denn es war trotz des schrecklich zeitlichen Aufstehens ein hochinteressantes Un-

ternehmen: die Fahrt mit der Glöckerbahn über den Ring in die verlängerte Kärntnerstraße, wo man aus Ersparnisrücksichten ausstieg und zu Fuß über die lichtgelbe Elisabethbrücke mit den vielen steinernen Helden und Fürsten in das Land jenseits der Wien, auf die Wieden gelangte. Heute sieht die Gegend ganz anders aus, großstädtisch reguliert und verkehrsreich, aber in der kindlichen Erinnerung ist das verschwundene Bild viel schöner, viel imposanter. Und dann erst das Einkäufen selbst, das Wählen und Wägen und Feilschen, also, das war wirklich aufregend, denn die Naschmarktdamen zeichneten sich durch eine berühmte und gefürchtete Hantigkeit und Grobheit aus, und wir waren immer froh, wenn wir mit unseren Marillen und Paradeisern unversehrt und unbeleidigt wieder in der Heimat anlangten.

Seitdem ist er aber immer näher gekommen, der Naschmarkt, weil ja in den letzten zwanzig Jahren alle Distanzen beträchtlich geschrumpft sind, und viele meinten sogar, daß er der eleganten Innern Stadt schon gar zu nahe gekommen sei, und daß er zwar im Sonnenlicht sehr malerisch aussehe, aber auch sehr aufdringlich dufte. Dann hat man jahrelang über sein Schicksal debattiert und verhandelt, und jetzt ist es endgültig entschieden worden. Der ganze Platz mitsamt dem alten weitläufigen Freihaus wird parzelliert und verbaut, und der Naschmarkt flusaufwärts verlegt, wo er die elegante Stadt nicht stört. Und obwohl bis dahin noch ein Jahr vergehen wird, gehört es sich doch, daß man dieser Gegend jetzt wieder einmal einen Besuch abstattet. Die meisten kennen den Naschmarkt nur von der einen Seite an der Wiedner Hauptstraße. Das ist seine populärste Seite; hier wird das Obst im Kleinen verkauft an die vorüber-

gehenden Kundschaften, Damen, Herren, Kinder, Dienstmädchen, lauter Leute, die es mit dem Preise nicht allzu genau nehmen. Die Besitzerinnen dieser Stände sind durchwegs Frauen in mittlerem oder vorgerücktem Alter, entweder sehr corpulent oder sehr dürr und mit rotbraunen, von allen Jahreszeiten gegerbten Gesichtern. Sie tragen rote oder graue Umhängtücher und groß gemusterte Kopftücher, und man ist bei ihrem Anblick sofort davon überzeugt, daß sie auf den Vornamen Barbara oder Walpurga hören. Sie haben ihre Obstvorräte in geometrisch genau gestuften Kegeln angehäuft und auf kleinen schwarzen Tafeln mit Kreide den Preis und die Sorten angeschrieben: Blutorange, „Champagner“, „Kanett“ und „Kanader“-Apfel, eine rot und gelb leuchtende Front. Doch weh' dem, der es etwa bezweifeln wollte, daß die Äpfel im zweiten und dritten Treffen genau so schön und tadellos sind, oder der gar eigenhändig wählen wollte. Obwohl, mit der berühmten lustigen Grobheit ist es auch nicht mehr so arg, und die meisten Naschmarktdamen sitzen in resignierter und mißmutiger Schweigsamkeit hinter ihren Körben und sind im Gespräche von einer mürrischen, kurz angebundenen Höflichkeit. Nicht einmal auf dem Naschmarkt hört man mehr eine ehrliche, kräftige Grobheit — es ist wirklich eine traurige Zeit.

Näher lernt man den Markt schon auf dem diagonalen Durchgang zum Getreidemarkt kennen. Es ist ungefähr die Einteilung wie in Dantes Inferno. Man durchschreitet eine Reihe von Kreisen, und in jedem riecht es anders: in dem ersten lieblich nach Blumen, im nächsten kräftiger nach Öl und Fischen und ganz drüben, in dem höher gelegenen Teil vor der Sezeßion, noch heftiger nach allerlei Gemüsen und

nach Zwiebel und Knoblauch, was beiläufig bei Dante dem Höllenkreise der rettungslos verdamnten Seelen entspricht. Am freundlichsten ist es aber bei den Südfrüchten, namentlich für Kinder, die hier alles das in nie geahnten Mengen beisammen sehen, was man so gern ißt und so selten kriegt: Haselnüsse, Krachmandeln, Malagatrauben, Zitronat — wie dumm, daß einem diese Dinge nicht mehr so gut schmecken, wenn man einmal in der Lage ist, sie sich täglich zu gönnen. Eher interessieren einen die Fässer und Kisten mit den ausländischen Zolls- und Bahnzetteln, die italienischen Namen, Gesichter, Laute, weil einen das doch ein bißchen an den Süden erinnert, den man eigentlich um diese Zeit aufzusuchen verpflichtet wäre. Und es mag manchen ärmlichen Großstadtträumer geben, manchen bescheidenen Schwärmer, der diesen lockenden Begriff Italien nur durch die Lektüre Goethescher Gedichte kennt und durch das tagtägliche Passieren des Südfrüchtenmarktes...

Den Hintergrund dieser Marktlandschaft bildet das Freihaus. Manchem wird es vielleicht so wie mir ergehen und er wird in diesen Tagen entdecken, daß er niemals in dem berühmten Freihaus gewesen ist. Man hat so viel darüber gelesen, von seiner merkwürdigen Weitläufigkeit und seiner vielfachen historischen Bedeutung, bis man völlig vergessen hat, es sich einmal mit den eigenen Augen anzusehen. Es ist wirklich ein recht lohnender Ausflug. Schon die Wanderung um das Freihaus, die beinahe eine Viertelstunde dauert, denn es hat ja vier langgestreckte Fronten: eine auf dem Marktplatz, der offiziell Obstmarkt heißt, dann ist rechts eine ganz schmale Straßenöffnung, die man zuerst für irgendeinen Winkel hält, es ist aber das Ende der Mühlgasse, von dort

in die Schleifmühlgasse und über die Wiedner Hauptstraße zurück zum Markt. Und wieviele Geschäfte es im Freihaus gibt, ganz gewiß hundert. Alle möglichen Kategorien: eine Tabaktrafik, einen Naseur, eine Papierhandlung, Fleischauger, Delikatessenhändler, ein paar Kaffeehäuser und Wirtshäuser, eine Tanzschule, ein Variété, Modewarengeschäfte, Spengler, man bekommt hier Öl, Fische, Pleureusen, Reiher, Totenkränze, Grabkreuze, überhaupt alles, was der Mensch zum Leben braucht. Tritt man durch eines der vielen Tore ein, so gelangt man in ein kurioses System von großen Höfen, durch lange Trakte und Feuermauern getrennt, durch räthselhafte Gänge und Durchlässe verbunden, nach einem unverständlichen windschiefen Plan angelegt. In den Höfen wieder allerlei Geschäfte und Betriebe, Magazine der Naschmarktleute, hölzerne Schuppen, eine kleine Kapelle, ein geplankter Eislaufplatz, alte Bäume, Tauben, die Futter suchen, eine kreischende und staubende Marmormühle, ein Hin und Her von Passanten, Arbeitern, Fuhrwerken, das Ganze ein wunderliches Gemisch von Ruhe und Lärm, von idyllischer Stimmung und nüchterner Betriebsamkeit. Die gelbgrauen schmutzigen Fassaden schon arg verwittert und überall sehr viel Staub — man nennt also das Freihaus mit Recht ein Wien im Kleinen. Für Kinder, die hier aufwachsen, mag es allerdings ein Paradies sein, ein prachtvoller Tummelplatz für die Bubenromantik, die hier für „Räuber und Wächter“ und sonstige kühne Spiele ideale Gelegenheiten findet. Mit erwachsenen Augen betrachtet, ist das Freihaus keines von jenen schönen alten Wiener Häusern, um deren Verschwinden einem sonderlich leid sein braucht. Es ist ein bauliches Kuriosum, ein Winkelwerk, dem nur die historischen

Neminsenzen Bedeutung geben, und seine Demolierung ist kein Anlaß, sentimental zu werden.

Um dieser staubigen Wanderung einen versöhnlichen Abschluß zu geben, wollte ich noch in das Café Obstmarkt eintreten. Eines jener kleinen Lokale, wo der Frühstückskaffee 16 Heller und die Bavaroise 20 Heller kostet, und das in seiner Art gewiß sehenswert ist. Aber ich ließ es sein und trat lieber in das Marktgaſthaus „zur Bärenmühle“ ein. Hier saß an einem großen Tisch eine Anzahl Männer: Marktleute, Fuhrwerker oder was sie sonst waren, manche im Arbeitsrock, die Schürze vorgebunden, andere wieder von einer vollstümlichen Eleganz, und alle in ihrem Aussehen und Gehaben ein Mittelding zwischen Ländlichkeit und Wienerthum. Sie unterhielten sich auf verschiedene Weise: die einen spielten mit sehr abgenützten Karten, die sie mit ihren großen Händen energisch auf den Tisch schlugen, andere lasen ernsthaft in alten Wigblättern und einige blickten in einer Art robusten Träumerei vor sich hin, machten ab und zu einen tiefsinnigen Schluck aus einem Glase Gesprigten, zogen nachdenklich an einer Virginier und spuckten in kleinen Intervallen in kräftigem weiten Bogen aus mit einer Miene, als ob sie soeben einen bemerkenswerten Ausspruch getan hätten. Ein heiseres Orchestrion im Hintergrund spielte unaufhörlich, aber ohne rechte Überzeugung, den Radeky-Marsch und die Lingerischen Bublen. So saß auch ich eine Weile, trank einen Gesprigten und noch zwei und sah durch das Fenster auf die Stadt hinaus; blickte über die Blumen- und Obstkörbe hinüber zu den Ringstraßenhäusern, von der Stephanskirche überragt, und von hier aus war es mir ein ganz neuer Anblick. Und je länger ich hinausah, desto mehr schien sich

Altes und Neues, Erinnerung und Gegenwart zu einer wunderlich lockeren Stimmung zu vermengen, und ich ertappte mich noch rechtzeitig dabei, wie ich gerade in eine Nübrung über das Verschwinden des Naschmarktes und des Freihauses geraten wollte, was doch eigentlich die Sache jener Männer gewesen wäre, denen aber nichts dergleichen anzumerken war. Da stand ich auf, zahlte und ging, um nicht in eine Naschmarktsentimentalität zu versinken, was höchst lächerlich gewesen wäre. Mein Gott, es ist so schwer, ungerührt zu bleiben, wenn man drei Gesprißte getrunken hat, wenn der Radeky-Marsch und die Linzerischen Buben gespielt werden und wenn draußen die Sonne so schön auf den Stephansturm scheint.

(1913)

Das Schulpactl.

Es ist wirklich gar nicht nett eingerichtet. Kaum ist man von der sechs- oder achtwöchigen Erholungsreise zurückgekehrt, soll man sich sofort in die Arbeit stürzen. Vorgestern hat man noch an irgendeinem Wasser oder in einem Gebirgskessel bis zur Erschöpfung gefaulenzt, und heute warten schon sogenannte Pflichten, der Ernst des Lebens und ähnliche sympathische Herrschaften und verlangen, daß man jetzt wieder vernünftig, fleißig, tüchtig, ehrgeizig sein soll. Das ist doch unmöglich. Man kann sich nicht so rasch aus dem Urlaub und Sommerfrischler in den nüchternen Arbeitsmenschen verwandeln. Es ist zu plötzlich, man braucht einen Übergang, um sich wieder einzugewöhnen. Vor dem Urlaub hat man auch allerlei Vorbereitungen getroffen und genau so müßte man sich für den Aufenthalt in der Stadt vorbereiten, für den Beruf, die Arbeit, die Pflichten und den Ernst des Lebens. Natürlich allmählich, schön langsam, nur keine Über-eilung.

Mit solchen arbeitscheuen Gedanken geht man jetzt durch die Straßen, im Gemüt halb noch auf Urlaub, halb mit dem Gefühl, hier nur auf Besuch zu sein. Genießt Wohlbekanntes wie etwas völlig Neues und sieht manches, was man in acht Tagen nicht mehr bemerken wird. Bleibt dort und da stehen, wo man sonst vorüber-eilt, bei einem Blick ins Ferne, vor

einem alten oder einem ganz neuen Haus und vor den Plakawänden und den Auslagen. Viel Neues und Merkwürdiges gib'ts noch nicht zu sehen, hauptsächlich Herbststoffe, Damenhüte, Kinostücke, und auch in den Fenstern der Buchhandlungen fehlt noch die bunte Reihe der Novitäten. Lauter Sensationen der vorigen Saison, stark im Preis herabgesetzte feelische Offenbarungen, antiquarische Kühnheiten, Bücher, die man im letzten Winter unbedingt gelesen haben mußte, jetzt also absolut nicht mehr zu lesen braucht. Das alles verschwindet aber neben großen Aufschriften, die mitteilen, daß man hier Schulbücher billig einkaufen, glänzend verkaufen und zu kulantem Bedingungen umtauschen könne. Neue und antiquarische Lehrbücher, Hilfsbücher, für alle Schulen und Anstalten, und an den Fenstern kleben die Verzeichnisse der an den Gymnasien und Realschulen der Umgebung vorgeschriebenen Bücher. Da ist er ja schon wieder, dieser Ernst des Lebens, mit dem so gar nicht zu spaßen ist. Das einzige Sympathische an diesen Schulbüchern ist noch, daß man sie verkaufen kann oder korrekter gesagt: vergitschen. Hier und da wird ja die Rechtsfrage aufgeworfen, wem eigentlich die alten Schulbücher gehören, den Eltern oder den Schülern. Was natürlich nicht im mindesten zweifelhaft sein kann, denn wenn einem die Bücher nicht gehören sollen, die man ein Jahr lang angestrengt mit Tintenflecken und Manderln geschmückt hat, dann gib'ts überhaupt kein Eigentum und keine Rechtssicherheit mehr. Ja, nur vergitschen, damit man sich in den paar Tagen, ehe es unwiderruflich ernst wird, noch etwas Gutes gönnen kann: einen Stehplatz auf der vierten Galerie oder eine Zigarre, von der einem schlecht wird. Mit ganz gutem Gewissen tut man es freilich nicht, und deshalb sind wohl

auch die zwei Knaben erst eine Weile zögernd vor der Buchhandlung gestanden und mit schüchterner Unternehmungslust treten sie jetzt ein. Und obwohl ich wirklich gar keinen Bedarf an Schulbüchern habe, lockt es mich dennoch und ich trete hinter den beiden Knaben in den halbdunklen Laden ein. Zögernd und schüchtern wie sie, denn es ist ja das Halbdunkel eigener Jugend und Erinnerung.

Ist es denn wirklich gar so lang her? Alle meine Schulbücher habe ich noch genau im Gedächtnis, natürlich nur von außen. Die graubraun gebundene deutsche Grammatik von Willomiser, das marmorierte deutsche Lesebuch von Kummer und Stejskal, den Gindelh und Hannak, den kleinen Ploetz, den Pokorny, den Močnik, den großen Schulatlas von Rozenn und wie alle diese Begriffe heißen, die sieben, acht Jahre lang das Dasein eines Knaben beherrschen, aus denen Generationen von jungen Menschen gebüffelt haben. Aber vieles davon ist verschwunden, und die neue Jugend wird von neuen Begriffen beherrscht, von anderen Schulbüchern, die sich aber genau so leicht verknopsen lassen wie die früheren. Und nun liegen sie hier im Laden des Buchhändlers, der für die Schulbücher gleichsam die Sommerfrische, die Erholung von den Herren Buben bedeutet, Bücher für die Unterklassen, für die Oberklassen, broschirte und gebundene, gut erhaltene und arg zerkaute, in unheimlichen Stößen, aber für den Erwachsenen, dem sie nichts mehr anhaben können, eigentümlich reizvoll und anziehend. Und während der Buchhändler mit den zwei Knaben listig verhandelt, während er Väter, Mütter, ältere Schwestern, Gouvernanten, Hauslehrer, die alle Schulbücher kaufen wollen, bedient, blättere ich so einen Stoß durch. Um zu sehen, was die heutige Jugend lernt und weiß, ob ihr noch

immer so vieles und genau dasselbe mühselig eingebläut wird, was man dann später so spielend leicht vergißt.

Aber manches hat man sich noch immer gemerkt, obwohl man es damals so heftig memorieren mußte. Auch die sorgenvollsten Familienväter können noch den „Zauber“ oder den „Kampf mit dem Drachen“ auswendig, wenigstens die ersten Verse, oder „Muttersprache, Mutterlaut“ und alle diese eisernen Stücke stehen noch immer im deutschen Lesebuch für Untergymnasien und verwandte Lehranstalten. Noch immer schleicht Mörös, den Dolch im Gewande, zu Dionys, dem Tyrannen, unverändert sitzt der redliche Tamm an seinem siebenzigsten Geburtstag auf die Postille gebückt, das Lied vom braven Mann klingt genau so hoch wie einst und der beliebte Vergleich zwischen Wiege und Sarg wird mit unveränderter Gründlichkeit gezogen. Außer den Klassikern sind noch immer Rückert, Geibel, Freiligrath, Karl Egon Ebert, Johann Nepomuk Vogl und Julius Wolff die beliebtesten Mitarbeiter, nicht zu vergessen August Kopisch, der der Champion unter den Lesebuchdichtern ist. Es gibt nämlich eine solche Kategorie von Dichtern, von denen man als Erwachsener keine Zeile mehr liest, die nur zu dem Zweck gelebt und gelitten haben, damit die Jugend etwas zu memoieren hat, und deren Unsterblichkeit sozusagen nur bis zum schulpflichtigen Alter reicht. Aber in diesem Lesebuch finden sich auch Dichter, von denen man uns damals recht wenig erzählt hat, Mörike, Storm, Fontane, Anzengruber, die Ebner-Eschenbach und sogar Villenron, der es sich gewiß nicht träumen ließ, daß man ihn in den Untermittelschulen und verwandten Lehranstalten auswendig lernen wird. Ganz verblüfft ist man aber, wenn man das Lesebuch der achten Gymnasialklasse zur

Hand nimmt. Schon die Kapitelüberschriften sind eine Überraschung: die Zeit der Reaktion von 1848 bis 1860, die Blütezeit des Liberalismus von 1860 bis 1880, die moderne Dichtung, der Naturalismus und so weiter. Und dann folgen Stücke von Richard Wagner, Gerhart Hauptmann, Sudermann, aus dem „Buch der Zeit“ von Arno Holz und sogar von Nietzsche. Also ein Lesebuch, das den jungen Leuten nicht einreden will, die Literatur sei mit Goethes Tod zu Ende, das ihnen nicht mit klassischen Werken den Blick und Weg in die Gegenwart verrammelt, sondern sie freundschaftlich bei der Hand nimmt und ihnen den Weg ins heutige geistige Getriebe weist. In diesem Lesebuch steht sogar ausdrücklich, daß es auch lebendige österreichische Dichter gibt, und von den meisten wird irgendeine kleine Probe gebracht, nur Arthur Schnitzler fehlt sonderbarerweise. Auch unsere großen Gelehrten sprechen zur Jugend: Adolf Erner mit einer „Rede über politische Bildung“ und Ernst Mach mit einem Essay über „Philosophisches und naturwissenschaftliches Denken“. Mit einem ordentlichen Neid blättert man in diesem Lesebuch einer helleren und ein wenig vorurteilsloser und weiterherziger gewordenen Zeit; denn es enthält doch alles das, was man uns damals törichterweise vorenthalten hat und was wir uns auf eigene Faust verschaffen mußten, um es heimlich zu verschlingen, unter der Bank, hinter dem Rücken der hohen Unterrichtsbehörde. Was heute ein Kapitel, eine Lektion ist, das war damals ein Vergehen, das streng geahnt wurde. Wen man bei der Lektüre von Gerhart Hauptmann erwischt hätte, der wäre ins Klassenbuch eingetragen worden und wegen des „Trunkenen Liebs“ wäre man durch einen dreistündigen Karzer ernüchtert worden . . .

So werden die kleinen Angelegenheiten der Schulbuben zu Maßstäben der erwachsenen Wirklichkeit. Natürlich mit einer Verspätung von einigen Jahren, denn die Schulbücher sind ja eine Art geistiger Nachhut, die den Ereignissen bedächtig und in einer gewissen Distanz folgt. Das merkt man an jedem dieser Lehrbücher, welches ich mir auch aus dem großen Stoß hervorhole. Das Lehrbuch der Geschichte ist noch immer ein bedenklich überfülltes Massenquartier für Jahreszahlen und Stammtafeln. Es ist noch immer so kompliziert, die Persönlichkeiten der verschiedenen punischen Kriege auseinanderzuhalten: Hamilkar Barkas, Hasdrubal, Konsul Cornelius Scipio und Konsul Semprenius Longus — in der römischen Geschichte gibt es beinahe so viel Konsuln wie im Fasching auf einer Ballestrade... Ein Glück, daß die kaiserlichen Räte damals noch nicht erfunden waren. Die Karolinger und die Merowinger, die sächsischen und die salischen Kaiser sind auch nicht so einfach, und dann erst der unselige Zwiespalt zwischen Welfen und Ghibellinen, unter dem Deutschland jahrhundertlang gelitten hat und jetzt noch die Mittelschüler zu leiden haben. Die Bestimmungen des Friedensschlusses von Münster und Osnabrück sind auch nicht einfacher geworden. Die Regenten, Feldherren und Staatsmänner denken eben nie daran, daß ihre Handlungen später einmal zu Maturitätsprüfungsfragen werden. Es gibt ohnehin immer mehr zu lernen; China, Japan, die Balkanländer haben aufgehört, „kleingedruckte“ Staaten zu sein, die man eventuell streichen kann. Das ist jetzt alles „auf“ und wird geprüft werden. Das Geschichtsbuch von heute macht auch nicht mehr vor 1848 ängstlich halt, sondern erzählt einiges vom neuen Österreich, von den politischen und sozialen Bewe-

gungen in Europa, sogar von der Sozialdemokratie, freilich noch immer ein bißchen gehehrt und auf wenigen Seiten. Aber uns hat man damals überhaupt nichts davon mitgeteilt, wenigstens offiziell, und es war ein Glück, daß der Geschichtsprofessor den Inhalt des Morgenblattes mit uns Duben zu erörtern pflegte . . .

Das Geographiebuch ist noch nicht ganz auf dem laufenden, es fehlen noch Nord- und Südpol und die neue Balkankarte. In der französischen Grammatik hat sich nicht viel verändert und noch immer scheint es sich in den Übungssätzen um die verzweifelte Suche der plume de ma soeur dans le jardin zu drehen, die jeder schon einmal hat suchen müssen und die in den langen Jahren wirklich schon gefunden sein könnte. Mathematik und Geometrie lege ich sofort entsezt weg und verweile lieber ein bißchen in den theoretischen Gärten der Botanik, die sich noch immer eifrig mit dem gemeinen Knabenkraut, Bergwohlverleih und ähnlichen Pflanzen befaßt, mit denen man später nie zu tun hat. Dafür weiß man dann in der Botanik des Alltags, in einem Laubwald oder Getreidefeld abseht nicht Bescheid. Auch in der Zoologie wird noch immer die grüne Meerzake und die Gottesanbeterin sehr protegirt, und der Tiergarten des lieben Gottes ist noch immer in verwirrend viele Kategorien von Sohlengängern, Zehengängern, Paarhufern, Einhufern, Faltflüglern und Geradflüglern parzelliert. Aber der liebe Gott hat es glücklicherweise auch so eingerichtet, daß der Naturgeschichtsprofessor gewöhnlich ein milder Prüfer ist. Am Physikbuch möchte ich mich lieber vorbeidrücken, denn seine Blätter sind lauter schwache Seiten von mir. Zum Beispiel das Gay-Lussacsche Gesetz: $p_v = p_0 v_0 (1 + dt)$ — also, das soll ich wirklich einmal ver-

standen haben? Unmöglich, heute kann ich mir dabei überhaupt nichts mehr denken und so muß ich mich eben schon ohne diese und andere für das Leben wichtigen physikalischen Formeln weiterfretten. Und wie alle Lehrbücher wird auch das Physikbuch auf seinen letzten Seiten am interessantesten, dort, wo es von den Röntgenstrahlen erzählt, von der Asiatik, vom Radium, Dinge, von denen mein altes Physikbuch nicht einmal etwas geahnt hat. Ein Glück, daß ich es längst verflopfte habe, denn der Antiquar würde sagen: veraltet, und nichts mehr dafür geben, und das ist auch ein Zeichen der veränderten Zeit und Welt und des weiter, höher gelangten menschlichen Geistes.

Nun trete ich aus dem Halbdunkel des Ladens wieder auf die helle Straße hinaus, wie betäubt von dieser Fülle von alter und neuer Jugend. Sie ist wirklich zu beneiden, die Jugend von heute, denn sie wächst in einer größeren, bewegteren Zeit auf, in einer gerechteren Zeit, die sich mit mehr Einsicht um die Jugend bemüht. Es ist sozusagen heute viel leichter, jung zu sein, und auch das Schulpäckl, das diese heutige Jugend trägt, ist viel leichter geworden. Was das ist, ein Schulpäckl? In korrektem Hochdeutsch heißt es Schulranzen, aber das Wort sagt einem Wiener Schulbuben nicht zu. Ein Schulpäckl ist ein Pack Bücher und Hefte, in schwarze Wachseleinwand gepackt und mit einem Lederriemen herum — aber man soll das nicht definieren, ein Schulpäckl ist eben ein Schulpäckl. Manchmal ist es eine Waffe, dann wieder ein Schild und oft eine schwere, drückende Last. Aber heute ist sie nicht mehr so schwer wie einst, das Schulpäckl ist leichter geworden, minder umfangreich und dafür gehaltvoller. Die Welt ist heller, reicher geworden, gerechter und deshalb be-

müht sie sich auch mit mehr Einsicht um die Jugend. Und es ist vielleicht heute leichter, schöner, jung zu sein . . . Oder ist es am Ende die täuschende Sehnsucht nach der Schulzeit, die die Professoren so gern prophezeit haben? Nein, nein, höchstens ein Sehnen nach diesen Jahren, nach ihrem nicht zu ermüdenden Ungestüm, nach ihrem nicht zu entmutigenden erwartungsvollen Sinn. Darin liegt der große Unterschied. Später trägt man ja auch sein unsichtbares lebenslängliches Schulpackl von Sorgen und Pflichten und man trägt's geduldig, resigniert, weil man weiß, daß es nicht zu ändern ist. Die Jugend aber rächt sich an den verhassten alten Schulbüchern und trägt sie zum Antiquar und glaubt nun ernstlich, daß es mit den neuen Büchern ganz anders und viel besser sein wird. Und das ist wahrscheinlich der große Vorzug der Jugend, ihr Reiz, ihr tiefftes Geheimnis und der Grund, weshalb wir ihr so sehr nachtrauern: weil sie ungestüm mit dem Schulpackl zum Antiquar läuft und weil sie ernstlich glaubt, daß man sich etwas Besseres eintauschen kann.

(1914)



Premierenfilm.

Wiener Theaterstudien.

Es sind immer ungefähr dieselben Leute. Ein verhältnismäßig kleines Ensemble von Damen und Herren, die sich ein-, zweimal wöchentlich in der Saison zur Premierenkomödie vereinigen. Man könnte mit ihnen, so wie man den Wiener Ringstraßenkorsso auf die Kinoleinwand gebracht hat, einen Film herstellen, den Wiener Premierenfilm, die ganze Kette von Theaterabenden in einem raschen Lauf heruntergerollt, und das wäre ganz lehrreich. Da würde man einmal deutlich sehen, was man ohnehin ungefähr schon längst weiß: daß bei jeder Premiere genau dieselben Leute erscheinen, und daß sie in jedem Theater ganz anders sind. Warum sitzen sie dort in wohlherzogener Liebenswürdigkeit vor dem neuen Stück und da in nörgelnd ironischer Gereiztheit? Das ist das ewige massenpsychologische Theaterrätsel, ein unbegreifliches Rechenexempel, bei dem durch die Addition von so und so vielen normalen Einzelwesen ein ganz anders geartetes großes Geschöpf entsteht, das Publikum, und das hat leider immer recht.

Am elegantesten sieht der Film am Anfang aus: Premiere im Burgtheater. Das ist jedesmal ein großes gesellschaftliches Ereignis, schon deshalb, weil es gar so schwer ist, Karten zu bekommen. Zwiderlinge älterer Jahrgänge sagen freilich gern: das ist nicht mehr das Richtige, ja, die Abende im alten Burgtheater — aber erstens ist das längst demoliert, und zweitens sind auch die Premierenabende im neuen Burgtheater sehr reizvoll und interessant. Schon der Lever de rideau, der den Abend einleitet. Er heißt „Die Anwesenden“, und jedes Jahr wird eine Anzahl Haupt- und Nebenrollen neu besetzt. Wer in der vorigen Saison frisch verheiratet war, ist heuer schon glücklich geschieden und umgekehrt, und man kann auch sonstige, minder gesekliche, aber darum nicht weniger drückende Verbindungen konstatieren. Neue junge Herren, junge Mädchen und schöne Frauen sind nachgerückt, und die bisherigen schönen Frauen verteidigen den jahrelang behaupteten Posten, so gut es geht. In den ersten Orchesterreihen stehen anscheinend junge Leute mit einer bescheiden selbstbewußten Miene, als ob sie hier eine schwere Mission zu erfüllen hätten, aber sie wirken nur mehr vom Stehparterre aus als junge Leute, in der Nähe merkt man, daß das neue Burgtheater jetzt auch schon ein Vierteljahrhundert steht. In den Logen viel aristokratischer und patri- zischer weiblicher Liebreiz, im Parkett viel Literatur, aber durch Luxus und Toiletten gemildert, von denen manche an diesem Abend zur Uraufführung gelangt. Denn die erste Burgtheaterpremiere ist die Sehnsucht aller jungen Ehe- frauen, und ich habe mir sagen lassen, daß manches junge Mädchen sich nur deshalb mit dem Heiraten so beeilt. Im Stehparterre die bunte Offiziersversammlung, auf den Ga-

lerien eine beängstigende Fülle von jugendlichen Schöpfen und in den Künstlerlogen interessante, bedeutende Charakterköpfe — unbeschäftigte Schauspieler sehen nämlich immer sehr interessant und bedeutend aus. Auch Musik wird gespielt. Es hört zwar niemand zu, aber wenn sie plötzlich verstümmte, würde sie doch sehr fehlen. Das Musikstück ist gewöhnlich ein Mittel ding zwischen der Ouvertüre zu „Si j'étais roi“ und der „Weißen Dame“. Manchmal ärgert sich der Kapellmeister über die rege Konversation und wird eine Weile laut und energisch, aber er gibt es bald wieder auf. Dann ertönen die bekannten zwei ruhigen Glockenschläge, alles nimmt Platz, der Vorhang geht in die Höhe, man sieht einen eleganten Salon, in den ein vornehmer, würdiger Diener den Besucher mit den Worten eintreten läßt: „Nein, die Frau Gräfin ist noch nicht zu Hause.“ Das Lustspiel beginnt, und nun läßt man die Liebes- und Ehe-Intrigen an sich vorüberrollen, in der Überzeugung, daß bis dreiviertel Zehn bestimmt nichts Unpassendes geschehen wird.

Plötzlich erscheinen auf der Leinwand lauter gereizte Gesichter, kritisch überlegene Mienen, boshafte Augen. Jetzt sind wir nämlich schon im Deutschen Volkstheater. Es ziehen ja wieder ungefähr dieselben Leute vorüber, aber es fehlt doch einiges, vor allem die aristokratischen weiblichen Köpfe, auch die mildernde Musik, und die Literatur häuft sich im Mittelgang bedenklich. Autoren, nichts als Autoren; hochliterarische und harmlose, abgeklärte und aufstrebende Geister. Vielleicht ist das nur ein Fehler im Film, aber man hat den merkwürdigen Eindruck, als ob jeder sich selbst für den einzigen wirklich Bedeutenden halten würde. Auch die unliterarischen Besucher geben kolossal feinsinnige kritische Urteile ab,

nicht nur im Zwischenakt, sondern bevor das Stück noch begonnen hat, und ich komme mir inmitten dieser kategorischen inappellablen Gescheitheit wieder einmal schrecklich einsältig vor. Wer nicht kritisch und ästhetisch mitreden kann, der bemüht sich wenigstens, zur Hebung der Stimmung möglichst viel zu husten, namentlich während der Liebeszenen. Kein anderes Wiener Theater wird von so vielen Katarrhalikern frequentiert. Im Stehparterre kommt es häufig zwischen zwei jungen Leuten zu einem Handgemenge, und zum Schluß verlassen die Besucher das Haus mit strahlenden seligen Mienen, so daß ein Ahnungsloser an einen großen Erfolg glauben könnte, aber wenn man hinhört, sagen sie: es war ja doch wieder nichts . . .

Der Film bringt dann lauter wohlbekannte Bilder: weit vorgestreckte enthusiastisch applaudierende Hände, einen beliebten Komponisten mit verbindlichem Ensuitelächeln, eine Kette von befrachteten Herren, die offenbar im Begriffe sind, Ringelreihen zu spielen, in der Mitte der versiert schmunzelnde Direktor, Kränze, wie bei einem Begräbnis erster Klasse, und manchmal sieht man auch einen Librettisten, der sich mit behaglichem und bereitwilligem Sträuben auf die Bühne zerren läßt und dazu ein verzweifelt Gesicht macht: O Gott, warum tut ihr mir das an . . . mit einem Wort: Operettenpremiere.

Und jetzt geht auf der Leinwand alles durcheinander, das Bild wird ganz wirr und dunkel. Jetzt kommt nämlich das Ärgste: die eigene Premiere. Die Premiere auf der Publikumsseite mitzumachen, das ist gar nichts, eine 'Hek', eine Vorspeise vor dem Souper. Aber auf der anderen Seite der Rampe, da sind das drei schreckliche Stun-

den, namentlich für denjenigen, der an dem ganzen schuld ist. Und dabei ist so ein Autor an seinem eigenen Premierenabend die letzte Person, ein Statist, der gar nichts dreinzureden hat. Er steht überflüssig und störend in dem Durcheinander, hört den Direktor wüthen und freigebig mit Verbalinjurien um sich werfen, die, wenn sie wörtlich genommen würden, ihn viel mehr kosten würden, als dieses ganze Stück ihm jemals tragen kann. Dann kommen die Darstellerinnen, die Salondame und die Naive, mit schwarzeingefassten, herrlich leuchtenden Augen und fragen: „Wie schau' ich aus?“ — und man sagt: „Entzückend, zum Verlieben!“, weil man ja ohnehin von nichts mehr eine Ahnung hat. Der eiserne Vorhang wird hinaufgezogen, man hört ein unheimliches, bösesartiges Grollen, und blickt man durchs Guckloch hinaus, so sieht das oft gesehnte Bild ganz anders aus, wie in einem merkwürdig veränderten Spiegel. Sogar die Bekannten und die guten Freunde haben heute ganz andere, zugeknöpfte, kühle, fast feindselige Mienen. Wenn das Glockenzeichen ertönt, möchte man das Stück noch gern zurückziehen, aber jetzt hat's schon begonnen. Apathisch hört man die geläufigen Sätze an: „Nur, weil ich dich so lieb habe“ — sagt die Naive zum jugendlichen Liebhaber, aber das ist einem jetzt vollkommen gleichgültig, und jedes Husten und Räuspern aus dem Zuschauerraum interessiert einen viel mehr. Plötzlich rollt das erste schüchterne Lachen durchs Haus — es müssen ja doch ein paar feinsinnige Menschen da sein. Und jetzt wird wirklich gelacht und noch einmal — o jeh, o jeh, das werden mir die guten Freunde nie verzeihen. Und dann sagt irgend jemand: „So kommen Sie doch schon“, und man tritt hinaus, steht mit dem intensiven Gefühl völliger Überflüssigkeit zwi-

schen Schauspielern und Möbeln, macht mechanisch sein Buckel, vor freundlich und unfreundlich Gesinnten, vor auffällig und eifrig Applaudierenden, vor Teilnahmslosen, Geärgerten und Hohnischen — oh, ich sehe alles.

Und nun wird es ganz finster. Der Film ist zu Ende, die Premiere ist aus. Es wird hastig abgeräumt, abgescminkt, die Augen der Salondame und der Naiven leuchten nicht mehr herrlich, alles eilt zum Nachtmahl, und der Autor steht allein und abgespannt auf der Straße, von kuriosen Stimmungen erfüllt. Die ganze Aufregung und Anspannung der drei Stunden kommt ihm jetzt so übertrieben und sinnlos vor. Und morgen abend um Sieben da beginnt der Schwindel wieder von neuem, glüht das Licht auf, dreht sich der Film, leuchten herrliche Frauenaugen, flüstert eine zärtliche Stimme: „Nur weil ich dich so lieb habe!“ — und um zehn Uhr ist das ganze nicht mehr wahr. Und in der allabendlichen Lüge steckt wahrscheinlich der Reiz, die Wahrheit und der tiefere Sinn dieses großen ewigen Kinotheaters, in dem der Einlaß keinen Moment unterbrochen wird. Auf der einen Seite drängen sich die Besucher frisch und erwartungsvoll hinein, und wenn sie auf der anderen Seite wieder herauskommen, sind sie ein bißchen müder, resignierter, älter — ja, da kann man nichts machen. (1914)

Die kleine Sommerfrische.

Sie ist so nahe, daß man erst auf einem jahrelangen Umweg über Tirol, über die Schweiz und Ostende zu ihr zurückkehrt. Und alles, was man draußen, in der großen Reise- welt auf kostspielige Art und meistens vergebens gesucht hat, das findet man gerade in dem altmodisch und idyllisch gebliebenen Mikrokosmos der kleinen Sommerfrische. Nämlich jene behaglichen Ferienstimmungen, bescheiden romantische Urlaubsschwärmereien, die zu einer richtigen Erholung genau so gehören, wie das Spaziergehen und das Essen. Es ist ja gewöhnlich nichts Besonderes; die Bekanntschaft mit einigen netten und dreimal so viel unmöglichen Leuten und ein ungehinderter Einblick in menschliche Art und menschliche Beziehungen; ein paar schöne stille Stunden auf einer gedankenlos grünen Wiese oder ein abendlicher, wohlthuend einsamer Gang auf schmalem Feldweg, wo man, je nach Gemüthsart, sanft-melancholische Betrachtungen über die schwindende Jugend anstellen oder die vor der Abreise auszuteilenden Trinkgelder berechnen kann; und höchstens noch ein kleiner Redeflirt für die Regentage oder ein bißchen verliebte Tändelei, die aber nicht weiter geht, als die Promenade lang ist. Das ist alles, was die kleine Sommerfrische an Sensationen zu bieten hat; äußerlich vielleicht recht wenig, aber innerlich für den Empfindsamen viel mehr, als ihm in Interlaken und Biarritz je begegnet ist.

So nahe die kleine Sommerfrische auch ist, die Fahrt hinaus ist dennoch eine komplette Reise, mit allen dazugehörigen Eindrücken, Zwischenfällen und Argernissen. Kuruszug und Schlafwagen gibt's natürlich nicht, aber wenn zufällig die Straßenbahn auf der Ringstraße Atembeschwerden kriegt und eine Stunde lang nicht weiter kann, so ist das auch eine günstige Schlafgelegenheit. Wer noch mehr Zeit hat, der benützt den Omnibus, der ja jetzt auf den letzten Füßen läuft, nämlich den letzten Pferdefüßen, und die Sache hat daher noch den ganzen Alt-Wiener Stellwagenreiz. Das Hinauffeuchen über das „Bergl“, wo sich ein Vorspannreiter hinzugesellt, auch eine merkwürdige Menschengattung, die demnächst ausstirbt. Im Wagen sitzt meistens ein alter Herr, der sich auf Verlangen sofort an die Zeit erinnert, wo nur ein einziger Stellwagen von der Jägerzeile zur Südbahn verkehrte und dem man direkt auslauern mußte. Ein anderer Passagier liefert in geläufigem Baedekerstil eine fesselnde Schilderung des vorzüglichen Pariser Omnibusverkehrs, ein dritter schreit unmutig: „Schauen Sie sich Berlin an!“ — und so kommt man allmählich wirklich hinaus.

Draußen, auf dem Bahnhof, noch irgendeine neue Beobachtung zu tun, ist ganz unmöglich. Alles ist immer genau so wie das letztemal und um nichts anders, als im vergangenen Jahre. Die robust höflichen Träger, die jedoch dem Lokalreisenden, der seine Sache auf nichts gestellt hat, keine Beachtung schenken, das etwas schläfrige Nachmittagsbild der Halle und droben, auf dem Abfahrtsperron, ein sehr gemächliches Getriebe von älteren und jüngeren Herren, die durchaus kein Reisefieber zu haben scheinen. Sogar die Bahnmenschen, die Beamten, Portiers und Kondukteure, schauen

anders drein als sonst, zeigen nicht das feierliche wichtige Gesicht wie bei der Abfahrt der Schnellzüge, sondern eine gleichmütige Gelassenheit, weil es doch wirklich nicht der Mühe wert ist, sich wegen so einer halbstündigen Fahrt auf der Lokalfestrecke zu hasten und zu echauffieren. Auch die Strecke selbst ist so reizvoll monoton und stereotyp. Man kennt sie ja längst auswendig und weiß genau, was es zu sehen gibt. In Meidling die Arbeiterhäuser und die endlosen Holzlagerplätze, bei Hekendorf der Blick auf Gärten, Häuschen und ferne Hügel, dann kommen wohlbekannte Fabriken, Klametafeln, die Wasserleitung, Liechtenstein, Husarentempel und so weiter. Es ist absolut keine Ursache, beim Fenster hinauszusehen, sich den Hals zu verrenken, Kohlenstücke ins Auge zu kriegen, bewundernde Interjektionen von sich zu geben, wodurch man sich auf einer sogenannten lohnenden, interessanten Strecke so sehr strapaziert. Das Reisen wäre überhaupt eine viel gesündere und genussreichere Sache, wenn man sich dabei nicht durch fortwährendes Besichtigen, Bewundern und Entzücktsein herunterbringen würde.

Lohnend und interessant wird die Reise erst, wenn man ankommt und aussteigt. Denn die Menschen sind das Merkwürdige an der kleinen Sommerfrische, nicht die Bäume, Wiesen, Berge. Das kommt in zweiter Linie und verschwindet neben dem reichlich aufgebotenen Familienleben und Familienglück. Vor der Station haben sich die Gattinnen, Schwestern, Bräute, Tanten und sonstigen weiblichen Verwandtschaftsgrade in konzentrierter Aufstellung eingefunden und harren sehnlichst und ohne Hut des ankommenden Gatten, Bruders, Bräutigams, Neffen usw. Ferner außerordentlich frisch gewaschene und sauber gekleidete Kinder, die

nicht ganz bei der Sache sind und sich mehr für das Duell zweier Dorfhunde interessieren. Die Frauen und Kinder stehen dicht beim Ausgang, und der Ankommende gerät aus der Ungebundenheit des Strohrittercoupés sozusagen unvermittelt ins Familienleben hinein, was nicht so einfach sein mag. Nach Absolvierung der gründlichen Wochenküsse tauscht der Ehemann die zahlreichen Pakete, mit denen er bisher belastet war, gegen den jüngsten Sprössling aus, der durchaus vom Papa getragen werden will, während sich die Zärtlichkeit der älteren Kinder mehr auf seine Handtasche und den Spazierstock konzentriert. Es werden besorgte Fragen gestellt und Wochenberichte erstattet: der Kurti ist so schrecklich wild und führt mit dem Gärtnerbuben seit Wochen eine Art Balkankrieg, denn man weiß nie genau, wer eigentlich gesiegt hat, das Mädel dagegen ist mager und gespißt, denn sie ist nicht ordentlich. So schiebt sich die Gruppe langsam vorwärts, und es läßt sich nicht leugnen, daß der Ehemann, der im Coupé noch wie ein munterer, fester Junggeselle ausgesehen hat, jetzt einen sehr gezeichnet und beängstigend verheirateten Eindruck macht.

Der einsichtige Ankömmling findet nur bei den Einspannern einige zärtliche Beachtung, und auch der gelangweilte ländliche Wachmann, dessen Hauptbeschäftigung darin besteht, einen Wiener Sicherheitswachmann zu kopieren, hebt erwartungsvoll den Kopf: Vielleicht doch endlich einer, den man ein bißchen verhaften oder dem man eine Auskunft geben kann. Aber enttäuscht sieht er, daß der Ankömmling hier genau so gut Bescheid weiß wie er. Das ist die gerade, lange Bahnstraße, die in allen kleinen Sommerfrischen gleich aussieht. An dem trüben Bach wird noch

immer eifrig Wäsche geklopft und gespült, und die des Weges kommenden bieder schwitzenden und rauchenden Landleute wünschen einem Guten Abend, obwohl man noch nicht einmal gejaust hat. Da ist die große Plakattafel, auf der eine Fülle von Genüssen und Unterhaltungen angekündigt ist, daß man meint, in ein üppiges Luxusbad geraten zu sein. Aber wenn man dann näher hinschaut, stammt die Hälfte noch vom letzten Winter, und die übrigen Veranstaltungen wurden wegen ungünstiger Witterung verschoben und abgesagt. Einkaufende Dienstmädchen, sommerlich holdselig verwandelt, genießen den Landaufenthalt auf ihre Art und setzen die in der Stadt jäh abgebrochene Bekanntschaft mit dem Fleischauger oder Bäckerburschen hier mit seinem ländlichen Berufsgenossen fort, was ja die Untreue wesentlich verringert. Auch in die Häuslichkeit der Villen blickt man im Vorübergehen. In ein Speisezimmer, wo ein kleiner Knabe unter unerbittlicher Gouvernantenaufsicht eine Etüde von Czerny verzweifelt einererziert, sie kann aber auch von Vertini oder Clementi sein oder sonst einem dieser schrecklichen Eine- oder Zweie-Komponisten. Auf einer offenen Veranda eine gut gestellte sommerliche Familiengruppe: zwei ältere Damen, regungslos Romane lesend, zwei Mädchen, mit Hingebung stickend. Der vollbärtige, pfeifenrauchende Mann und der Hund zu Füßen fehlen nachlässigerweise. Da und dort am Gartengitter ein Mädchen, das mehr heiratsfähig als träumerisch dreinschaut und die neue männliche Erscheinung mit merkwürdigen Taxierblicken mißt: Wer bist du und was willst du hier?

Aber nur nicht die Zeit mit Schauen und Beobachten vertändeln. Es ist gleich fünf Uhr, da beginnt das Konzert

der Kurkapelle, und von allen Seiten eilen schon die Damen mit ihrem Anhang besorgt zum Kurpark, denn der regelmässige Musikgenuss ist in der kleinen Sommerfrische eine strenge Pflicht. Das ist die tägliche große Generalversammlung der Hüte und Toiletten, der Freundschaften und Feindschaften, der Neuigkeiten und Vermutungen. Sie zerfällt wieder in zwei Teile: ein harmloses Rondeau, wo die jungen Mädchen Arm in Arm zirkulieren, mehr oder minder höfartig, je nachdem ihnen ein Kadett, ein Einjähriger oder bloß ein Oberghymnasiast Gesellschaft leistet. Hier sitzen auch die Gouvernanten und denken schwärmerisch an den Stadtpark und den Volksgarten, wo es viel leichter ist, von einem Zudringlichen angesprochen zu werden. Beim Pavillon der Kurkapelle schauen Kinder andächtig dem Musizieren zu, und der Parkwächter steht mit einer roten Nase gelangweilt umher, weil er gar nichts zu tun hat und sich nichts aus einem alkoholfreien Konzert macht. Der wichtigere Teil ist aber der Kaffeehauspark. Hier sitzt die gute, maßgebende Gesellschaft bei einer ausführlichen Jause, bei der man sich in den Kaffee einige Nebenmenschen einbrockt. Ganz unmöglich, an diesem Jausenäreopag ungesehen und unkritisiert vorbeizukommen. Die Taxierblicke treffen einen gleich in ganzen Bündeln, man fühlt es förmlich, wie man gewertet wird, denn das Mutterauge hat einen sofort als Ledigen erkannt. . . Jeder, der eintritt, wird begutachtet, und es geht, um es mit einem kühnen Bilde auszudrücken, sozusagen ein beständiges Nasenrümpfen über den Platz. Einmal gilt es einer jungen Frau mit bedenklich großem Toilettenaufwand, eine andere wird zu viel angeschwärmt, eine dritte geht wieder sonderbarerweise stets ganz allein, und so weiter. Zum Rümpfen gibt es

immer Anlaß, und dazu hat man ja die Nase in erster Linie, wenigstens in der Sommerfrische. Die Musik spielt dazu abwechselnde Stücke von Richard Wagner und Lehar, und die Zuhörer wiegen den Kopf wohlgefällig im Walzertakt, manchmal irrtümlicherweise auch bei Wagner. Im Hintergrund ist eine erhöhte Veranda mit dicht besetzten grünen Tischen, eine Art Tarockhinterhalt, dessen Insassen vom Sommer und der Musik gar nichts merken und deren ländliche Erholung und körperliche Bewegung sich auf das Ansagen eines Ultimo und das Abfangen des Pagats beschränken. Auf diese Veranda sind die Blicke der neuangekommenen Ehemänner verlangend gerichtet. Einstweilen müssen sie noch brav Familiensinn bekunden, aber die zärtlich harmonische Ankunftsstimmung scheint schon etwas getrübt zu sein. Ohne hinzuhören, glaubt man folgenden ehelichen Dialog zu hören. Die Mama klagt über den Aufenthalt: die Wohnung ist feucht, die Hausfrau grob, das „Salettl“ im Garten darf von den Parteien nicht benutzt werden, der Fleischhauer hat nur Kuhfleisch, aber die Köchin ist trotzdem in ihn unglücklich verliebt, und man darf das zähe Fleisch nicht einmal stehen lassen, sonst ist sie beleidigt und läuft ohne Kündigung weg. Nie mehr in diesen gräßlichen Ort, sagt die Mama, worauf der Papa erwidert, er habe ihn ja nicht ausgesucht. Die Mama antwortet gereizt, ein Mann könne überhaupt keine Sommerwohnung aufnehmen, worauf der Papa sehr energisch versichert, er werde sich nie mehr um diese Dinge kümmern — na, bis der Mann wegfährt, werden sie gewiß wieder sehr nett und zärtlich gegeneinander sein.

Bevor noch der letzte Paukenschlag des Schlußmarsches verklungen ist, bricht alles auf. Man muß ja noch spazieren

gehen, nachsehen, was die Post gebracht hat und Nachtmahl einkaufen. Rasch ist der Familienpark still und leer geworden, und nur der einsame letzte Gast sitzt zum Unmut der Kellner noch da, denn ihm hat die Post nichts gebracht, und er hat auch für niemanden Nachtmahl einzukaufen. Ganz heimlich und verschämt bedauert er es vielleicht, denn er kommt sich hier recht überflüssig vor, und es bleibt ihm schließlich nichts übrig, als wieder seines einsichtigen Weges zu gehen, in die große Stadt zurück, dieser schützenden Zuflucht der Einsichtigen. Wieder durch die lange, gerade Bahnstraße, die jetzt ganz ruhig ist, nur vom Abendläuten erfüllt. Dienstmädchen holen in verschmitzter Eile frisches Wasser und Bier, und in den Speisezimmern wird Licht angezündet, der Tisch gedeckt; da und dort sitzt die Familie schon essend unter der Lampe, unwahrscheinlich artig und zufrieden. So aus sicherer Distanz gesehen, im Vorübergehen und Vorüberfahren, hat das Familienglück immer etwas überaus Verführerisches. Einwenig beschwerten Herzens verläßt man ja doch die kleine Sommerfrische und auf der Station, bis der Zug kommt, hat man gerade noch ein paar Minuten Zeit, leicht melancholisch zu werden. Es ist wieder einmal ein Anlaß, älter zu werden, denn man altert nicht kontinuierlich, sondern zeitweise, ruckweise, gleichsam in Stationen. Es können Sorgen und Leisungen sein, Abenteuer, Erwartungen und Enttäuschungen oder auch nur Reisen und Sommeraufenthalte. Irgend welche Eindrücke, Erlebnisse und Zeitabschnitte, an denen man das Alterwerden merkt und mißt. Zuerst ist man ganz in die Nähe aufs Land gegangen, noch während des Schuljahres, an die Lokalfreife der Westbahn oder Südbahn, nach Pürkersdorf oder Mödling, das waren die Kinderjahre. Dann

allerlei wohlgemute Salzkammergutseen, Attersee, Mondsee, Wolfgangsee, die Buben- und Jünglingsjahre. Nachher kommen erwachsene Hotel- und Pensionsjahre auf eigene Faust, in Tirol, in der Schweiz, meistens mit einem kleinen Erlebnis, und überall war man als Junggeselle eine Saison lang ganz gut aufgehoben... Als Jungverheirateter geht man pflichtschuldigt an einen nördlichen oder südlichen Modestrand. Bis man sich nach ein paar Jahren genötigt sieht, auf die luxuriösen Gletscher und Meere zu verzichten und wieder an der Lokalfreude aufs Land geht, in die kleine Sommerfrische, noch während des Schuljahres. Und wenn man dann noch Zeit und Muße findet, zurückzublicken und nachzudenken, so wird man bemerken, daß das Ganze, die Jugend, das Leben, das Altern oder wie man die Affäre nennen will, eigentlich nichts war als eine Rundreise. Eine hastige, kuriose Rundreise, bei der man als wilder, vergnügter Bub in Purkersdorf oder Mödling den Zug bestieg, um, nach einem Umweg von zwanzig, dreißig Jahren, ein bißchen ergraut, ein bißchen verheiratet und ein wenig stiller und ernster geworden, am selben Fleck wieder auszustiegen. (1913)



Die Angst vor den vier Wänden.

Silvesterstudie.

Es wird jetzt von Tag zu Tag schwieriger, sich zu unterhalten, und noch nie ist so viel Amüsement geboten worden. Beständig wächst die Zahl der Gelegenheiten, Geld auszugeben, sehr lang aufzubleiben, und zwar in Lokalen, die von Dunst, Rauch, Musik, Lärm und Gelächter dicht erfüllt sind. Aber man hat in diesen Lokalen durchaus nicht den Eindruck einer schäumenden, übermütigen Lebensfreude, eher den, daß hier eine Pflicht und Schuldigkeit gewissenhaft erfüllt wird. Und daß die meisten dieser Nachtlokal- und Barbesucher hier nur sitzen, weil es zum neuen Weltstadtbetrieb gehört und weil man ein moderner fashionabler Zeitgenosse sein und nicht zurückbleiben will. Man muß alles mitmachen und sehen, alle neuen Restaurants, Cafés und Bars ausprobieren, muß sämtliche Varieté- und Kabarettprogramme absolvieren, und die Hauptsache ist, daß man abends so selten wie möglich zu Hause bleibt. Die häusliche Geselligkeit, die früher gerade in Wien mit so viel Geschmack und Anmut kultiviert worden ist, schrumpft immer mehr zusammen zu ein paar Teenachmittagen und unerlässlichen Nachtmählern, die man den wichtigsten Bekannten und Freunden gibt. Es ist längst nichts Besonderes mehr, einen Hausball in einem gemieteten Saal zu veranstalten und Damenjours in Separés. Das mag ja

für die Hausfrau sehr praktisch und bequem sein, aber es ist doch eine recht nüchterne und geschäftsmäßige Form der Gastfreundschaft, und wenn man zufällig auch sonst das betreffende Hotel oder Separé frequentiert, kann es einem leicht passieren, daß man zum Schluß dem Hausherrn, den man nur flüchtig kennt, zuruft: „Sie, Ober, zahlen! . . .“

Das ist schon keine bloße Mode mehr. Es ist bereits eine wienerische Lebensgewohnheit geworden und vielleicht ist es auch eine gewisse Großstadtnervosität: eine Platzfurcht vor der Häuslichkeit, eine Angst vor den eigenen vier Wänden. Am sichtbarsten und geradezu beängstigend wird diese Erscheinung zu Silvester. An diesem Abend hat plötzlich die ganze Stadt das Bedürfnis, die vier Wände zu verlassen, die Nacht auf der Straße und in öffentlichen Lokalen zu verbringen und sich, soweit es nur möglich ist, auf den Kopf zu stellen und Nadau zu machen: auf volkstümlich derbe Art oder auf eine elegantere, je nachdem, ob man vorher Abzugbier oder Champagner getrunken hat. Man braucht gar nicht uralte zu sein, um sich deutlich zu erinnern, daß früher die Silvesternacht in Wien ganz anders begangen wurde. Im familiären Kreise, minder laut und forciert, mit ein bißchen häuslicher Musik, dem obligaten Bleigießen, einer bescheidenen Dosis Alkohol in der Form einer Flasche gerebelten Gumpoldskirchners und eines vom Hausvater eigenhändig zubereiteten Punschkes. Um Mitternacht allgemeines Zutrinken, Händeschütteln und Küßetauschen, vorausgesetzt, daß ein gegenseitiges Bedürfnis nach einem solchen Tauschhandel bestand. Eine Stunde später lag alles schon in tiefem, ehrbarem Schlaf, und die paar Leute, die wirklich noch länger aufblieben, das waren leichtsinnige Patrone, offizielle, sozu-

sagen konzeffionierte Lebemänner, mit denen es ohnehin kein gutes Ende nehmen konnte.

Jetzt gibt's keine Lebemänner mehr, weil alles lebt, und jetzt ist auch Silvester eine ungemütliche, geräuschvolle Angelegenheit, die in der Öffentlichkeit erledigt werden muß. Und obwohl gerade dieser letzte Abend im Jahre so recht zum Zuhausehocken geeignet ist, steht man vor der unerbittlichen Pflicht, auszugehen und sich zu unterhalten. Schon die ganze Woche vorher wird einem von den Bekannten die kategorische Frage an die Brust gesetzt: „Was machen Sie zu Silvester?“ Und da hilft nichts, man muß sich mit einem genauen Silvesterprogramm ausweisen können. Das Wiener Normalprogramm zerfällt in vier Teile: Theater oder Varieté, Restaurant, Nachtlokal und Kaffeehaus. In besonders schwierigen Ehesfällen kommt noch eine sogenannte Gulaschhütte dazu, aber das ist schon ein Scheidungsgrund. Was für ein Stück im Theater gegeben wird, ist ganz egal, das wichtigste ist, daß man Karten bekommt, und das ist nicht leicht, denn bei allen Kassen triumphiert die Tafel „Ausverkauft“, und die Kassiere blicken stolz und unzugänglich drein und nehmen nur von gut empfohlenen Leuten Trinkgelder. Während der Vorstellung kann man dann die Beobachtung machen, daß dieses oft so störrische und spröde Publikum heute unbedingt lachen will. Man sieht es allen an, daß sie fest entschlossen sind, sich heute abend zu unterhalten und sich in diesem Entschluß durch kein Operettenfinale, durch keinen noch so witzigen Lustspieldialog beirren zu lassen . . .

Die nächste Sorge ist das Restaurant. Gewöhnlich befindet sich in der Gesellschaft ein fescher junger Mann, der die frohe Botschaft verkündet: „Wir haben einen Tisch.“ Das

ist am Silvesterabend keine Kleinigkeit, und der festsche junge Mann mußte sich schon am Vormittag in das Restaurant bemühen und mit dem Oberkellner Pourparlers pflegen. Er hat die Würde eines Pairs von England und den edlen Anstand eines Nadowessier, aber gegen Erlag von zwei Kronen reserviert er schließlich doch einen kleinen Tisch. Natürlich in der stillschweigenden Voraussetzung, daß man sich der Ehre würdig erweisen und abends ausgiebig essen und trinken werde. Es wird ja auch etwas geboten: ein Quartett, Wiener Sänger, erhöhte Preise, schlechtere Bedienung. Denn an solchen Abenden tritt auch in besseren Gasthäusern immer wieder der spezifisch wienerische Zustand der Praterwirtschaft ein, die vornehmen Kellner vergessen plötzlich ihre englische Erziehung, werden wieder nach Lerchenfeld und Hernals zuständig und tragen ihre kleinen Differenzen in wilden Dialektworten aus: „Dö zwa Herrn g'hörn mir. Heb' di, Gallot, sonst kriagst dös Karaffindl am Schädel“ — wodurch sich für den zunächststehenden Gast die unerfreuliche Perspektive eröffnet, die Neujahrsnacht gleich einem Heringsalat in Essig und Öl zu verbringen.

Tritt man dann auf die Straße, so findet man sie von einem dichten Polizeikordon besetzt, und man muß den geängstigten Fremden, der sich in der Gesellschaft befindet, sofort beruhigen, daß es sich nicht um eine Feuerungsdemonstration oder um politische Erregung handelt, sondern nur um eine Kundgebung des Übermuts und Frohsinns. Die ersten Vorpatrouillen des Silvesterhumors kommen schon herangerückt: vorstädtische Gestalten, und auch auf ihren Mienen kann man diese ernste, feste Entschlossenheit zum Lustigsein wahrnehmen, die man in dieser Nacht überall sieht.

Namentlich im Nachtklokal, in das man sich jetzt laut Programm zu begeben hat. Auch hier ist alles erhöht: Stimmung, Garderobegebühr, Alkoholkonsum, Lärm, Gelächter und Gebärden. Um Mitternacht betritt ein humoristischer Herr das Podium und windet sich so lange, bis die Leute aus Gefälligkeit lachen, und nun schlägt eine offenbar im Einverständnis befindliche Glocke zwölf, es wird finster, ein Transparent erscheint, man lärmt noch mehr als zuvor, dann kommt der obligate Rauchfangkehrer mit Schweinchen und Glücksbesen, und schließlich verbrüdernd man sich mit Leuten, die man am nächsten Tag nicht mehr kennt — deshalb verbrüdernd man sich ja so rasch. Manchmal artet die Menschenfreundlichkeit auch in Küsse aus. Da hilft dem schüchternsten jungen Mann kein Sträuben, und wenn es dann wieder hell wird, erkennt er, wie sehr das Milieu abfärbt...

Draußen auf der Straße geht es natürlich noch um einiges lauter zu. Aber trotz aller Entschlossenheit macht der Nummel keinen sehr temperamentvollen und lustigen Eindruck. Die meisten witzigen Einfälle, die produziert werden, stammen aus der Papierkonfektionsbranche. Von Zeit zu Zeit bläst einer dem Vordermann in die Ohren oder es macht einer mit ernsthafter Miene die Bemerkung: „Juhu“, worauf ein anderer ebenso ernsthaft erwidert: „Holodrioh“, weil sich das in der Silvesternacht gehört. Der Wiener ist nämlich gar nicht so, wie er noch immer in den Reisehandbüchern beschrieben wird, nicht leichtlebig und übermütig, höchstens im kleinen Kreis, denn für die große laute Öffentlichkeit reicht sein Temperament, sein Humor gar nicht aus. Der Wiener ist im Grunde ein ruhiger und zurückhaltender Mensch, und nur der neue große Betrieb hat ihn aus seinen Gewohnheiten

herausgescheucht, in die Öffentlichkeit. Wenn man in der Silvesternacht Zeit hätte, darüber nachzudenken, so müßte man sich fragen, was an dieser Flucht aus der Häuslichkeit, an dieser sonderbaren Angst vor den vier Wänden eigentlich schuld ist. Sind es die schlechten Zeiten, die wirtschaftlichen Sorgen, denen man entkommen will oder haben vielleicht die Frauen die gemütliche feine Kunst der Häuslichkeit verlernt? Aber die Antwort auf solche Fragen wird immer erst ein paar Jahrzehnte später erteilt. Eines ist sicher: der Silvesterrummel hat seinen Höhepunkt erreicht, und vielleicht sehnt sich schon mancher, der jetzt noch mitlärm, heimlich nach den vier Wänden, so wie der Zynismus des alternden Junggesellen nichts als uneingestandene Ehesuchtsucht ist. Früher hat man dem ausgedienten Lebemann geraten, zu heiraten, um das Glück und die Ruhe der Häuslichkeit kennen zu lernen. Heutzutage wäre der Rat verfehlt. Heiraten bedeutet jetzt nur erneute Unruhe, einen Bummel zu Zweien, denn zum Lebemann gesellt sich eine junge Lebefrau, die durchaus nicht für Häuslichkeit schwärmt und auf Nachtklokal und Bar absolut nicht verzichtet. Eine moderne junge Frau ist imstande, in dem böswilligen Nichtverlassen der ehelichen Wohnung einen gesetzlichen Scheidungsgrund zu erblicken . . . Es ist also noch das sicherste, wenn man ledig ist, wenn man hartgefottener Junggeselle bleibt: heutzutage die einzige Möglichkeit, das solide, häusliche Glück der vier Wände ungestört zu genießen.

(1913)

Abschied von Girardi.

Aufzeichnungen eines Girardi- Schwärmers.

20. April.

„Heute nachmittag um dreiviertel fünf Uhr ist Alexander Girardi gestorben . . .“ Ein trüber, naßkalter Nachmittag. Der Wind schlägt den Regen ans Fenster. Die Straße ist plötzlich so finster, häßlich und trostlos. Oder macht das nur diese Nachricht? Man war ja schon seit ein paar Tagen darauf gefaßt, nach den jammervollen Berichten, die aus dem Sanatorium kamen: das linke Bein amputiert und durch eine Prothese ersetzt, so daß Girardi stirbt, ohne eine Ahnung gehabt zu haben, daß er sterben muß. In wenigen Wochen ist Girardi von seiner Krankheit gleichsam aufgefressen worden. Man hat gewußt, der Fall ist hoffnungslos und hat sich dennoch kindisch getröstet: vielleicht überwindet er's, der kann doch nicht so mir nichts, dir nichts sterben. Und nun liest man immer wieder die kurze Zeile, die seinen Tod meldet, der allen, die Girardi geliebt haben, ans Herz greift, wie der Verlust eines ganz nahen, lieben und teuren Menschen. Sterbenmüssen ist in diesen Jahren etwas so Gewöhnliches und Alltägliches geworden, aber hier erscheint's einem unerhört und unfassbar, weil etwas zerstört worden ist, das nie mehr gut zu machen und zu ersetzen ist. Man fühlt sich gleichsam verarmt und liest ratlos immer wieder die kurze Zeile: heute nachmittag um dreiviertel fünf Uhr ist Alexander Girardi gestorben . . .

21. April.

Nun habe ich alle Nachrufe und Biographien und die Anekdoten aus seinem Leben gelesen, verschlungen, als könnte er mir dadurch wenigstens für eine Weile wieder auferstehen. Aber es ist überall nur das gleiche zu lesen: vom Schlosserbuben und vom fischen, gemütlichen Kandler, vom Sänger des Ziaferliedes, vom letzten urwüchsigen Wiener und seinem Witz und Humor. Merkwürdig, wie sich die Anekdoten und die Redensarten an einem großen Menschen festsetzen, ihn gleichsam versteinern, daß man ihn selbst kaum mehr sieht. Das alles war doch nur das Girardi-Klischee, das er selbst auch im Leben aus Bequemlichkeit immer wieder produziert hat. Ist mit ihm wirklich nicht mehr gestorben als ein großer, einzigartiger Komiker, ein genialer Volksschauspieler? Auch die literarischen Würdigungen mit ihrem Feinsinn und Zieffinn greifen daneben, wenn sie hochmütig konstatieren: Was hätte aus Girardi werden können?! Oder wenn sie bedauern, daß er meistens nur in wertlosen Stücken immer nur sich selbst gespielt habe, statt sich weiter zu entwickeln bis zu den tragischen Gestalten der großen klassischen Dichter. Als ob dies Girardis Bestimmung gewesen wäre, als ob Bildung ein Maßstab für Größe und Genialität wäre. Girardis Sendung war vielleicht gerade die entgegengesetzte: der Triumph der Unbildung, der Naivität, des rein Persönlichen und Menschlichen über das herkömmliche stilgerechte Theaterspielen. Und daß er immer nur sich selbst gespielt hat, ohne monoton zu werden, das war seine Genialität. Andere kleben sich Bärte an und schminken sich bedeutende Charakterköpfe und verstellen die Stimme, weil sie sich's eben nicht leisten können, nur sich selbst zu spielen. Aber es ist schade um jeden

Versuch einer Definition seiner Art und Bedeutung. Girardi konnte man bewundern, lieben, empfinden — definieren kann man ihn nicht.

22. April.

Den ganzen Nachmittag habe ich heute mit mir selbst gekämpft: ob ich ins Sanatorium gehen soll, um den toten Girardi zu sehen. Der große Komiker auf dem Totenbett, so einfach und bescheiden — für five Feuilletonisten, die ihre Ergriffenheit und ihre Tränen immer bei der Hand haben, ein sehr dankbares Thema. Aber ich gehe nicht hin. Girardi war mir mehr als ein Thema, und ich will ihn lieber so im Gedächtnis behalten, wie ich ihn in guten Tagen gekannt habe. Es ist jetzt ungefähr ein Jahr her. Ich hatte damals die journalistische Aufgabe, ihm zu irgendeinem autobiographischen Aufsatz das Maß zu nehmen. Wenn man mit solchem Anliegen zu anderen berühmten Leuten kommt, spreizen sie sich zuerst bescheiden: ich habe wirklich gar nichts zu erzählen — und dann sprechen sie druckreife Kolumnen. Girardi war auch da anders: liebenswürdig, taktvoll, bereitwillig, ein angenehmer, natürlicher Mensch. Vor dem Hotel Continental wartete er schon auf mich. Im kurzen gelben Überzieher, frisch und beweglich und mit den alles beherrschenden Augen über die Straße funkelnd. Ringsum blieben die Leute stehen und sahen vergnügt zu, wie er mich lebhaft begrüßte und dabei bewußt den Girardi spielte, genau so, wie er ihn tausende Male auf der Bühne gespielt hat: der hängende rechte Mundwinkel, die scheinbar einfältig nach aufwärts blickenden Augen, die Schultern eckig hinaufgezogen. Und als er mich dann unterm Arm nahm und mit mir ins Hotel hinein ging, da spürte man, wie ihm die Popu-

larität und die Bewunderung auf dem Fuße folgte: Ah, der Girardi . . . Ja, so will ich ihn im Gedächtnis behalten. Der Tote, der jetzt draußen starr und kalt in dem weißen Sanatoriumszimmer liegt, der ist mir fremd und der hat mit Girardi gar nichts zu schaffen.

23. April.

Er geht mir nicht aus dem Sinn. Von den sogenannten gewaltigen Ereignissen dieser Zeit ist mir keines so nahe gegangen. Vielleicht ist das eine Übertriebenheit. Zugegeben: ich bin ein Girardi-Schwärmer, ein Typus, der ja in Wien so häufig war. Keiner von den Girardi-Marren, die ihn blind bewunderten und ihm anbetend nachliefen und von jedem seiner Worte und Scherze entzückt waren. Bei mir war's mehr eine innerliche Girardi-Schwärmerei, die schwer zu erklären und zu begründen ist wie jede echte große Liebe. Warum hat gerade er auf mich so tief und faszinierend gewirkt? Ich habe genug andere große und berühmte Schauspieler gesehen: Sonnenthal, Rainz, Baumeister, Novelli, die Duse. Sie waren gewaltig und hinreißend, aber es war eben doch nur Schauspielerei, über die man dann beim Nachtmahl vernünftig und kunstkritisch debattieren konnte. Wenn Girardi auftrat, da war das etwas ganz anderes. Da hörte ich auf, der routinierte Premierenbesucher, der skeptische Kritiker zu sein, sondern sah wie das Kind im Theater: erwartungsvoll, naiv und selig. Immer, wenn er auf die Szene trat, hatte ich das Gefühl: jetzt ist alles gut, jetzt kann nichts mehr geschehen, und dann war auch alles andere gleichgültig. Nur auf ihn habe ich immer gewartet, auf sein erstes Erscheinen: wenn seine lebenslustige Stimme hinter der Bühne ertönte und wenn er dann mit dem blühend roten Gesicht in

der Tür erschien und etwas Belangloses sagte: „Bitte sehr, da kann ich nur sagen . . .“ oder: „Ah, so was, das ist eine Gemeinheit . . .“ oder irgendwas, eine Nichtigkeit, einen Unsinn und dennoch ein Ereignis. Und sofort wurden die anderen, seine Partner, zu Schatten, zu Stichwortgespenstern. Es war ja eine Ungerechtigkeit gegen diese kleinen Hilfsarbeiter, aber es mußte so sein. Sie waren nebensächlich wie das Stück, wie die Rolle, die Girardi spielte und die Worte, die er zu sprechen hatte. Für keinen Schauspieler sind so schlechte Operetten und Possen geschrieben worden, keinem hat man solche platte Verse und öde Kalauer in den Mund gelegt. Aber man soll diesen Handwerkern und Handlangern trotzdem nicht zürnen: ihre Platttheit und Banalität war das ordinäre Material, aus dem Girardi sein Kunstwerk schuf: sich selber. Ob er ein Couplet zielsicher abschneelte oder mit unheimlich witziger falscher Betonung die Weisheit predigte: „G e b e n Sie jedem armen Mann 100.000 Gulden und die soziale Frage ist gelöst“, ob er als Briefträger im Zuschauerraum erschien, ulkige Ansprachen an das Publikum hielt und das Orchester dirigierte, es war ganz egal: er war da, man hatte ihn und fühlte ihn. Und das alles ist aus, vorbei. Ich werde noch manchen berühmten großen Schauspieler bewundern müssen, aber nie mehr werde ich wie ein Kind im Theater sitzen, naiv, selig und erwartungsvoll: jetzt kommt der Girardi . . .

24. April.

Zuletzt hat man ihn ins Burgtheater geholt. Da sagten die einen: das ist sein Höhepunkt. Und die anderen bedauernd: viel zu spät. Beides ist falsch. Das Burgtheater hat an ihm nichts ändern, seiner Bedeutung nichts hinzu-

fügen können. Bevor er dort zum ersten Male auftrat, hat man sich erwartungsvoll und besorgt gefragt, ob sie überhaupt zueinander passen werden: Girardi, der durch und durch wienerische Mensch, der schauspielerische Repräsentant österreichischen Wesens, und das Burgtheater, das nie wienerisch oder auch nur volkstümlich österreichisch war. Und dann hat dieser denkwürdige Abend die Antwort darauf gebracht, und zwar eine sehr überraschende: Girardis Kunst und Persönlichkeit haben sich viel stärker erwiesen als alle berühmte Burgtheatertradition. Er hat sich so gegeben wie immer, unbekümmert um die in den Logen und im Parkett sitzenden Persönlichkeiten, Würdenträger und Millionäre. Man hat nur ihn gesehen, nur ihn gehört: die Szene des Alterns, das Aschenlied, und alles andere war gleichgültig. Da hatte man das Gefühl, daß es ganz nebensächlich ist, wo Girardi spielt, ob im letzten Vorstadttheater oder an der ersten deutschen Bühne und daß dort, wo er gerade spielt, in diesem Augenblick die erste deutsche Bühne ist.

25. April.

Leichenbegängnis in der protestantischen Kirche. Girardi hatte sich das gewisse gemütliche und schmalzige wienerische Leichenbegängnis des Lieblings ausdrücklich verbeten: keine Kränze, keine Reden, keine Vereinspräsidenten, Gschäftelhuber und sonstigen Ballarrangeure mit Trauerflor. Ein letzter Wille, in dem die wahre, tragische, menschenfeurige Natur zum Vorschein kommt, die den Kern jedes großen komischen Talentes bildet. Aber sie haben sich dennoch alle eingefunden: die Lieblinge, die sich anmaßen, seine Nachfolger zu sein, die kleinen Komiker, die ihn hassten, die Librettisten, die Operettenkaufleute, so daß diese Kirche beinahe den Ein-

druck einer schwarz verhängten Operettenpremiere macht. Das sind die Überlebenden: Macher und Rechner, Konfektion und Betrieb. Aber wenigstens müssen sie hier schweigen und nur der Pastor spricht einige gutgemeinte fromme Worte, die freilich mit Girardi nichts zu tun haben. Während dieser Predigt halte ich meine eigene stille Trauerandacht für Girardi. Fast eine ganze Woche lang habe ich mich im Gemüthe fast nur mit ihm beschäftigt, und nun, wo es endgültig Abschiednehmen heißt, möchte ich gern sein Bild in einem Worte festhalten. Aber läßt sich denn sein Wesen überhaupt überliefern und war er nicht schon in den letzten Jahren für die Generation der heutigen jungen Leute ein bißchen gestorben und unverständlich geworden? Wenn man mit einem jungen Mädcl ins Theater ging, sagte sie enttäuscht: Das ist der Girardi, dieser alte Herr mit den vielen Falten? Und unsere Enkel werden uns gar nicht verstehen, wenn wir ihnen schwärmerisch von Girardi erzählen und werden es für törichte, übertriebene Schauspielerverehrung halten. Um Girardi richtig zu empfinden und zu begreifen, muß man selbst noch einen Zipfel dieser altmodischen besseren Tage, aus denen er stammte, gesehen haben und mußte mit ihm selbst ein bißchen alt und grau geworden sein.

Der Pastor ist zu Ende. Noch einmal Chorgesang und Orgelspiel. Die Kränze werden hinausgetragen, die Lichter der Kerzenreihen neben dem Katafalk verlöschen. Der Küster legt das Bahrtuch zusammen, und der silberweiße Sarg wird sichtbar. In diesem Augenblick geht es wie ein Ruck durch die Kirche: als ob der durch Worte und Musik gedämpfte Schmerz um Girardi allen plötzlich zum Bewußtsein käme. Auf der Orgel wird jetzt ganz langsam und leise

eine wohlbekannte Melodie gespielt: das Hobellied. Noch einmal erklingt die unerbittliche Schlusstrophe wie ein Hauch aus der Raimundzeit, deren letztes Echo Girardi war. Und wenn dann der Sarg gehoben wird und auf den Schultern der Träger vorüberzieht und verschwindet, da spürt man schmerzhaft die Herbheit des Verlustes und des Abschieds: aus, für immer vorbei. Und auch die Tausenden draußen in



Aufnahme: d'Dra

den Straßen, die stumm dem Sarge nachblicken, empfinden ungefähr dasselbe und ahnen vielleicht, daß diese Stunde mehr bedeutet als das Leichenbegängnis eines Lieblings, eines einzigartigen großen Künstlers: in diesem silberweißen Sarg wird ein längst verschwundenes Wien, eine kleinere, aber bessere und reinere Zeit zur letzten Ruhe gebracht und auch ein Stück Jugend von uns allen. (1918)

